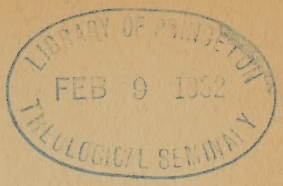
B23
.P56
Ser. 3
v.3



hilosophische Vorträge 3. Folge, 3.

Verdienst und Gnade

oder

Über die Motive des Handelns.

Von

Dr. Georg Ulrich.

Berlin 1895.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstrasse 26.

Inhaltsübersicht.

Seite

Erster Teil: Durch Selbstbestimmung glückselig und gut 1

1. Selbstbewusstsein und Eigennutz 3
2. Corpsgeist und Edelmut 6
3. Egoismus und Humanität 12
4. Religion und Frömmigkeit 21
5. Nachtrag 41
   a) Analysis 41
   b) Synthesis 48

Zweiter Teil: Erziehung und Gottes Gnadenwirken . . 57

1. Die Erziehung des Kindes 57
2. Und das Wort ward Fleisch 62
3. Die Geistesausgiessung 82

Erster Teil.

Durch Selbstbestimmung glückselig und gut.

Wirken wollen wir, ein jeglicher nach seiner Art; wir wollen uns bethätigen mit all den Kräften und Gaben, die wir in uns rege fühlen; wir wollen unsere Persönlichkeit voll entfalten und zur Geltung bringen, wo immer uns natürliche Anlagen und äussere Verhältnisse ein Gebiet des Schaffens anweisen. Denn im Willen liegt der innerste Kern unserer lebendigen Natur.

Begabung und Geschick zur Sache, Neigung, Lust dazu, — so nennen wir den Antrieb zu dieser und jener Bethätigung, der unmittelbar und halb unbewusst, ohne Reflexion, ohne besondere Absicht, unserem Wollen innewohnt und teils durch Vererbung, teils durch Gewöhnung von Kind an, zum grösseren Teile aus nicht einzeln nachweisbaren Quellen Form und Inhalt empfängt. Solchem inneren Drang, der mit elementarer Gewalt aus dem uns unbewussten Hintergrunde des Seelenlebens hervorbricht, ihm entspringen letzten Endes alle schöpferischen Leistungen des Menschen.

Aber auch äusserer Zwang wirkt auf unser Handeln ein: Das Naturgesetz mit seiner eisernen Notwendigkeit; Mitmenschen, die uns überlegen sind an Kraft, Begabung oder auch durch ihre blosse Überzahl, vielleicht auch durch Besitz, den sie erobert oder doch zu behaupten wissen; endlich die eigene Notdurft, das Bedürfnis — das alles nötigt uns tausendfach zur Thätigkeit. Man könnte dies das Mechanische in unserem Verhalten nennen, jenes andere das Geniale.

Oft, aber nicht immer finden wir inneren Drang und äusseren Zwang im Widerspruch miteinander; sie können sich auch friedlich gesellen. Um meine Notdurft zu befriedigen, wähle ich einen Beruf, der meinen Neigungen, Anlagen entspricht; oder ich entdecke in mir eine vordem schlummernde Befähigung für die mir anfangs nur äusserlich aufgezwungene Arbeit, finde allmählich Wohlgefallen daran und fasse Interesse dafür. So entsteht zuweilen der Schein, als könnten rein äusserliche Motive mehr als mechanisches Nachthun hervorrufen. —

Das Gemeinsame dieser beiden Antriebe zum Handeln, innerer Eingebung sowohl als des äusseren Zwanges, ist nun dies, dass an ihrer Entstehung unser bewusstes Nachdenken zunächst nicht beteiligt ist. Indessen geben wir uns ihnen nur selten blindlings hin: Daneben werden wir bestimmt durch das Lebensziel, das sich ein jeder mit bewusster Überlegung stellt. Wir können hier unterscheiden zwischen den einzelnen äusseren Zwecken, die der Mensch sich setzt, den einzelnen Gütern (Gewinn, Lebensstellung u. s. w.), denen er nachstrebt, — und zwischen dem einen inneren Ziele, dem einen höchsten Gute, zu dem sich jene äusseren Güter nur wie Mittel zum Zwecke verhalten: Ich meine das Lebensideal, das uns vorschwebt und das wir in unserem eigenen Leben nach Kräften verwirklichen möchten. In eines jeden Sinn entsteht teils durch eigenes Nachdenken, teils durch äussere Einflüsse (Erziehung, Lebenserfahrungen u. s. w.) irgend eine Vorstellung von menschlicher Vollkommenheit und menschlichem Lebensglück, wie er beides sich wünscht und zu erreichen, zu erkämpfen sucht. Die Hoheit und Würde dieser Lebensauffassung und der Ernst, mit dem sie festgehalten, wachsender Einsicht gemäss von Zeit zu Zeit fortgebildet und immer und immer energisch zur Geltung gebracht wird, macht den moralischen Wert des Menschen, die Bedeutung seiner Persönlichkeit aus. Die Hoheit jener Idee aber wird selbst wieder abhängen von der mehr oder minder richtigen, gesunden Auffassung unseres menschlichen Lebens überhaupt; und hier giebt es nur drei Möglichkeiten der Betrachtung: Entweder ich erfasse mich in meiner Einzelheit, wie ich mit meinen eigenen Kräften und Gaben aller Welt als Ich gegenüberstehe; oder ich sehe mein Leben an

als Glied des Gesamtlebens der Menschheit, dem es ja entsprosste und mit dem es untrennbar verwebt ist; oder endlich — ich fühle mich als Teil der allumfassenden Natur, mit ihr verbunden und in ihr gewirkt durch die gemeinsame Urkraft der Welt.

Jede dieser Betrachtungsweisen für sich ist einseitig und bedarf der Ergänzung durch die anderen; sicher hat es nie einen Menschen gegeben, der ganz und gar nur Egoist, nur Menschenfreund oder nur Heiliger gewesen wäre, — wenn wir auch in der Entwicklung des einzelnen wie in der Geschichte der Menschheit im grossen bald diese, bald jene Lebensauffassung mehr in den Vordergrund treten sehen. Nichtsdestoweniger wird eine vorsichtige Analyse des sittlichen Bewusstseins einen jeden der drei Standpunkte für sich allein erörtern müssen, um seine Bedeutung für unser Verhalten richtig zu würdigen.

---

1. Selbstbewusstsein und Eigennutz.

Da der Mensch zum Menschen wird, erfasst er sich selbst als Lebenseinheit und strebt sich als solche der äusseren Welt gegenüber zu erhalten und zur Geltung zu bringen. Dabei findet er sich hineingestellt in eine Vielheit gleichartiger Wesen, deren jedes für sich dasselbe erstrebt. Allen ist er zuwider und nur sich selbst hat er zum Freund; denn unausbleiblich muss es geschehen, dass er ihnen mit seinem rein vom Eigennutz geleiteten Thun in den Weg kommt. Solcher Übermacht aber kann er auf die Dauer nicht widerstehen: Unvermeidlich geht er zu Grunde, wenn er nicht schlau genug ist, auf die Wünsche der anderen zu achten, — berechnend genug, um ihren Bestrebungen nicht offen entgegenzuarbeiten. Ja, versteht er sich wohl auch dazu, dieselben hin und wieder zu fördern, zu unterstützen, so entgeht er nicht nur den Anfeindungen seiner Mitmenschen, sondern gewinnt unter ihnen Beschützer: Muss doch seine Existenz jenen höchst vorteilhaft, also die Schonung derselben und ihre gelegentliche Verteidigung ihnen sehr wünschenswert erscheinen. So wächst seine Sicherheit; es wächst die Wahrscheinlichkeit, dass er am Leben bleibt und dazu gelangen wird, seine so vorteilhafte Anlage, seine berechnende Schlauheit, auf Nachkommen zu vererben.

Geht freilich ein Individuum in seiner Rücksichtnahme auf die anderen zu weit, vergisst es darüber zu sehr, den eigenen Vorteil wahrzunehmen, so geht es ebenso zu Grunde, als wenn es, allzu eigenwillig, jede Rücksicht auf die anderen ausser acht lässt. So muss es geschehen, dass im grossen und ganzen, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, immer gerade diejenigen erhalten bleiben, in denen sich egoistische Gesinnung mit berechnender Teilnahme am Geschick des Mitmenschen zweckmässig verbindet. Nur sie kommen dazu, sich fortzupflanzen und somit ihre Denkungsart auf die nächste Generation (durch Vererbung und Erziehung) zu übertragen. Da auch in dieser wieder und ebenso in allen folgenden die gleichen Bedingungen fortwirken, so wird nach und nach, durch natürliche Auslese, eine Menschheit gezüchtet, die in zunehmendem Masse (einige Ausnahmen und krankhafte Nebenbildungen abgerechnet) ein harmonisches Gleichgewicht egoistischer und altruistischer Neigungen aufweist: Es entsteht eine unbewusste Moralität, die schliesslich als überkommener Brauch, aus ererbten und angenommenen Gewohnheiten, aufrecht erhalten wird und ein reines Produkt der züchtenden Natur ist.

Die Betrachtung wäre unvollständig, wollte ich übersehen, dass auch eine gewisse Mässigung der natürlichen Triebe schon auf dieser Stufe sich herausbilden kann. Übermass des Genusses führt zu raschem Verfall der Lebenskräfte; nicht immer, aber zumeist werden daher die allzu zügellos veranlagten Naturen untergehen, ohne eine recht lebensfähige Nachkommenschaft zu hinterlassen. Jedenfalls haben die massvolleren Charaktere grössere Aussicht, diese ihre vorteilhafte Eigentümlichkeit durch Vererbung zu erhalten, als jene ihre schädlichen Neigungen. So wird eine Menschheit gezüchtet, die — von mancherlei Rückfällen abgesehen — immer besser die fleischliche Begehrlichkeit durch verständige Überlegung im Zaume hält.

Die platte Lebensweisheit des Alltagsmenschen, die echte Philistermoral ist es, die wir in ihrer Entwicklung überblickt haben. In zahllosen Sprichwörtern aller Völker kommt sie zum Ausdruck. Man kann sie kurz in folgende Sätze fassen: „Sorge, dass du immer ausreichend zu leben hast. Aber hüte dich, dabei mit deinen Mitmenschen in ernstlichen Konflikt zu geraten; lebe

so, dass sie dich ja nicht für gefährlich und lästig, nein, für ein recht brauchbares Glied der Menschheit halten, denn im allgemeinen wird dies für dich am vorteilhaftesten sein. Und sei mässig im Genuss, zügle deine Begier, denn allzuviel ist ungesund."

Von Moral und Unmoral kann bei dieser Denkweise im Grunde noch nicht die Rede sein, sondern nur von grösserer oder geringerer Klugheit — besser Schlauheit. Soll denn nur Selbstsucht als Motiv des Handelns gelten, nun, so unterscheidet sich der Verbrecher vom normalen Menschen nur dadurch, dass er so thöricht ist, sich die grosse Überzahl zu Feinden zu machen, statt sich derselben durch eine auch für sie vorteilhafte Lebensführung zu empfehlen; den wollüstigen Schlemmer, die feile Dirne, sie trifft dann nur der Tadel, dass sie so dumm sind, nicht an die ungesunden Folgen ihres Lasterlebens zu denken. Für die Verworfenheit der Unsitte, für die Abscheulichkeit des Unrechts, fehlt hier jede Empfindung. Ein Betrug, ein Diebstahl, eine Ausschweifung, sie erscheinen an sich ganz unbedenklich, wenn man nur schlau genug zu Werke geht, um nicht ertappt zu werden oder sich krank zu machen. In Lacedämon dachte man so, und viele empfinden freilich auch heute nicht anders; sie achten das Gesetz und möchten es im allgemeinen nicht missen, aber nur, weil sich ein jeder durch dasselbe geschützt weiss vor der Missgunst und vor dem Neide der anderen. Von dem Ernst und der Heiligkeit des sittlichen Gebotes hat man keinen Begriff.

Ohne Zweifel ist es ein Glück, ein Gefühl von Wohlsein und Lebenslust, das ein so eingerichtetes Leben hervorbringen kann. Aber welch ein eng beschränktes Glück, eingeschlossen in den kleinen Bereich des eigenen Ich — welch einsames Glück! Und welch unsicheres Glück! Wie trostlos ist solch ein Leben in den Leidensstunden, die keinem erspart bleiben! Wenn Krankheiten, Unglücksfälle das kleine Ich niederwerfen, seiner Kraft und seines mühsam erkämpften Besitzes berauben — wenn nun in Staub zerfällt, was ja ganz allein jenes Lebens Zweck und Sorge gewesen — was dann? Verzweiflung, Missmut ohn Ende, bleibt dann allein; alles Glücksgefühl ist dahin.

2. Corpsgeist und Edelmut.

Was ist es, das uns leitet und anspornt in all unsrem Thun und Treiben? Ist es allein das Verlangen nach Lebensgenuss, nach reicherem Wirkungskreis und Gewinn an Ehre, Geld und Gut, oder was sonst zu unserem Wohlsein beiträgt? Gilt es nur, das eigene Selbst in seiner Existenz, in seiner Geltung, zu erhalten, zu sichern und zu fördern? Wir haben diese Motive voll gewürdigt; wir kennen recht wohl ihre zwingende Gewalt, und wir wissen es genau, aus ureigenster Erfahrung, wie dieselben mitwirken jederzeit in all unsrem Thun, und wie wir alle ausser stande sind, uns ihnen zu entziehen! Und ganz natürlich das — erst muss ich mein Einzelleben besitzen und möglichst gut und tüchtig erhalten, ehe ich daran denken kann, es zur Verwirklichung höherer Lebenszwecke auszuwerten. Aber für sich allein reichen jene kleinlichen Beweggründe nicht aus, um das Leben ganz zu erklären; aus solchem Krämersinn werden grosse Thaten nicht geboren: Neben jenen Impulsen muss man die höheren sittlichen Triebfedern der Liebe, des Pflichtgefühls, der Ehre anerkennen, schon um das gemeine Alltagsleben zu verstehen, — erst recht, um die weltgeschichtliche Entwicklung der Menschheit zu begreifen; sie gerade sind die Quelle jener Grossthaten und Heldenleistungen, die das Kulturleben vorwärts bringen. Sie eben lehren uns das durch jenes erste, selbstische Thun nur erhaltene Leben zur Verwirklichung seines Zweckes anwenden.

Durch die gesamte Lebewelt waltet der Zug zur Organisation: Jedes Gebilde niederer Stufe wird Baustein zum Aufbau eines Lebewesens nächst höherer Organisationsstufe, sobald es das Ziel seiner Entwicklung als einzelnes erfüllt hat. Der einfachste Organismus, den wir kennen, ist die Zelle, wie sie als Amöbe ein besonderes Tier, aber auch als Keimzelle mancher Pflanzen oder Samenzelle der Tiere, auch noch in den weissen Blutkörperchen ein ziemlich selbständiges Dasein führt. Aber kaum hat es die Natur zur Zelle gebracht, so drängt sie bereits darüber hinaus, hinaus über die enge Grenze der in sich verschlossenen Zelleneinheit, zu komplizierteren Organisationen. Zellen vereinigen sich zum Zellenstaat, zum vielzelligen Tier-

und Pflanzenkörper, darin sich mehr und mehr die Funktionen der einzelnen Zellengruppen nach dem Prinzip der Arbeitsteilung differenzieren. Das Individuum, das sich mehr und mehr als einheitlichen Lebenszusammenhang fühlt, ja endlich, in der menschlichen Persönlichkeit, sich selbstbewusst von der äusseren Umgebung abscheidet, sich ihr gegenüber als selbstständige Macht weiss, bildet das Ergebnis dieses zweiten Organisationsprozesses. Und nachdem diese Stufe erreicht ist, so erwachen bereits wieder in dem neu entstandenen Geschöpf die altruistischen Triebe, durch die es über sich selbst hinausweist und in der Vereinigung mit anderen seiner Art zu einem Gebilde noch höherer Organisationsstufe seine Bestimmung und sein Glück sieht. Nicht allein von jenen nur selbstischen Erwägungen rede ich, die den Egoisten bewegen, aus berechnender Schlauheit anderen zu dienen, — ich rede von jenem blind-urwüchsigen Drange zur Vereinigung, der schon im Tierstock die Korallen, Bienen, Ameisen zu einem wohldisciplinierten, nach dem Prinzip der Arbeitsteilung geordneten Ganzen verbindet; — der in der Fortpflanzung die geschlechtliche Zeugung zum Prinzip werden lässt, um mit ihr sofort die Entwicklung des Familiensinnes und so nach und nach höherer Organisationsbildungen (Gemeinde, Stamm, Volk u. s. w.) anzubahnen; — der als Trieb zur Geselligkeit, Mitleid und Mitfreud, Mensch zum Menschen treibt; — der als ordnendes Prinzip offenbar wird im lebendigen Gegensatz von väterlicher Autorität und kindlicher Verehrung, von Heldentum und Gefolgschaft, Herrschen und Dienen, Regiment und Subordination, um in immer zweckmässigerer Arbeitsverteilung ein unendlich verzweigtes System des Zusammenlebens zu entwickeln.

Die Nationen, wie sie auf Grund besonderen Landbesitzes zu einzelnen Staaten sich zusammenzufassen streben, — wohl geschieden voneinander durch die nationale Eigenart ihres Charakters, ihres Temperaments, ihrer Gemütsanlage und Körperbildung, — sie bezeichnen diejenige höhere Organisationsstufe, über die hinaus sich ein Fortschritt zu noch umfassenderen Verbänden bisher nicht endgültig vollzogen hat. Der allmähliche Übergang dazu bildet den Inhalt der Geschichte. Langsam und

allmählich regt sich schon im Altertum, Weltreiche schaffend, Völker vereinend, ein Altruismus, der die Grenzen der Nationalität durchbricht und schliesslich als allgemeine Menschenliebe, Nächstenliebe, Humanität, alle Menschheit zu einem grossen Ganzen zu verbinden strebt. Nicht, dass das Volkstum untergehen, sich auflösen sollte, wie ein extravaganter Humanitätsdusel schwärmte; das wäre nicht anders, als wollte man die Individuen erst tot schlagen, um aus den Leichen dann Staaten zu erbauen. Vielmehr sind die einzelnen Völker als solche die lebendigen Zellen jener Organisation allerhöchster Stufe, in der sich dereinst alle Entwicklung irdischen Lebens vollenden wird. Wie in der organisierten Gemeinschaft der Individuen, im Personenstaat, eine einzelne Person die leitende Stelle innehat, so kann ohne Zweifel in jener einen, weltumfassenden Gemeinschaft der Völker nur ein einzelner Staat die Vorherrschaft haben. Es braucht dies nicht der grösste und mächtigste zu sein, so wenig der Fürst jedesmal der grösste Mann seines Volkes sein muss; es genügt, wenn ihm eine durch Tradition geheiligte Gewohnheit der Völker die führende Rolle zuweist, die Menschheitseinheit zu repräsentieren. Sein Gebieter würde als solcher zugleich das väterliche Oberhaupt aller Menschheit sein. Denn in seiner Hand konzentriert sich jene Gewalt, die allein auf der immer allgemeiner werdenden Achtung völkerumfassender Nächstenliebe ruht; die gar nicht immer befehlen kann, stets aber raten und warnen und begütigen, stets teilnehmen, persönlich oder durch Vertreter, an den Unterhandlungen der Völker, um im geeigneten Falle, gestützt auf die Ehrwürde ihres allerhöchsten Schiedsrichteramtes, an die edleren Forderungen der Menschenliebe und an die Stimme des Gewissens zu appellieren. Ein Priestertum der Liebe, wie diese hinausstrebt über die Grenzen der Nationalität, ohne sie zu zerstören, würde sich durch alle Einzelstaaten hin verzweigen, das als Werkzeug jenes Thrones der Throne die Idee der allgemeinen Nächstenliebe auf alle Weise lebendig zu machen und lebendig zu erhalten bemüht ist, ein treuer Gewissensrat den Massen, ein geschickter Berater den Fürsten; und eine Versammlung von Vertretern aller Nationen sollte sich um den höchsten Schiedsrichter und Oberhirten der Völker scharen, sobald entscheidende Fragen zu erledigen sind —

wie die Abgeordneten des Volkes um den Fürsten und aus demselben Grunde.

Man erkennt in diesem Zukunftsbilde unschwer das Ideal, in dessen allmählicher Verwirklichung von je die Religion der Liebe ihre heiligste Aufgabe sah, — bis mit der Reformation eine mehr anarchistische Auffassung des Gottesreiches Geltung gewann. Wird sie den Sieg behalten?

Eine ganz andere, höhere Bewusstseinsweise, als blosses Selbstbewusstsein, ein weiterer Gesichtskreis bei Betrachtung des Eigenlebens ist es, daraus jene höheren sittlichen Motive hervorgehen. Diese zweite Stufe des Bewusstseins ist die, dass sich der Mensch nicht mehr nur als vereinzeltes, in sich abgeschlossenes Individuum weiss, nein als Glied einer Gesamtheit, die ihn hervorbrachte, der er dient, und die er in jedem Augenblick durch seine Person repräsentiert. Der natürliche Zusammenhang zwischen Mutter und Kind und die hieraus sich nach und nach entwickelnden Begriffe der Familie, des Stammes, des Volkstums leiten allmählich und unvermerkt von jener ersten Stufe rein in sich selbst verschlossener Individualität zu reicherem, umfassenderem Bewusstseinsleben über. Und mit nichten wird Eigennutz durch den Gemeinsinn ausgeschlossen und verdrängt: So wenig, wie das Individuum mit seinem Selbstbewusstsein in der Gesamtheit untergeht, vielmehr darin aufgehoben bleibt. Gleich immer weiteren Kreisen legen sich die höheren Bewusstseinsweisen konzentrisch um die niederen, diese umfassend, nicht sie verdeckend. —

Nicht mehr das Eigenwohl des Einzelwesens, sondern das Gemeinwohl rückt bei solcher Denkweise in den Mittelpunkt des Interesses; nicht das eigene Glück noch die eigene Ehre werden fernerhin einseitig für sich begehrt, sondern mit ihnen und durch sie will man das Glück und die Ehre, die Machtfülle derjenigen Gemeinschaft fördern, der man durch Geburt oder freiwilligen Eintritt als Glied angehört — sei dies die Familie, der Volksstamm, die Nation, das Corps, ein Verein, sei es auch (und dies ist das Höchste) die gesamte Menschheit über-

haupt.[1]) Nur solche Gesinnung wird als recht, als anständig, als ehrenhaft empfunden; jener botokudenhafte Standpunkt, der nur immer den eigenen Vorteil des Individuums berechnet, gilt als lächerlich und verächtlich. Ja man erwartet, dass ein jeder bereit sei, im Falle der Not das Eigenwohl gänzlich hintanzusetzen und in selbstlosem, selbstvergessendem Mute der Gefahr entgegenzutreten zum Heil der Gesamtheit. Der Märtyrertod, der Tod fürs Vaterland, sie werden als der Tugenden höchste gefeiert.

„Erwirb dir den Dank und die Hochachtung deiner Mitmenschen durch ein Leben, das dem Wohle der Gesamtheit geweiht ist," oder „diene den anderen," — in solchem Rate kommt die Denkweise eines edelmütigen Geistes, eines heldenhaften Sinnes rein zum Ausdruck. Selbstredend, all solche Sätze sagen nichts, wo sie nur als äussere Vorschrift dastehen und mechanisch nachgethan werden; erst aus innerer Gesinnung heraus bestimmt sich die sittliche That. Gehorsam-knechtische Befolgung eines Gebotes, sei es aus Furcht vor Schaden oder vor Strafe, sei es um des Lohnes und äusseren Vorteiles willen, ist Eigennutz und nur scheinbar moralisch. Damit ist nicht gesagt, dass sie nicht als Vorbereitung eines moralischen Standpunktes, als Übergangsstadium vom Egoismus zu humaner Gesinnung, von Wert sein könnte; zwangsweise Gewöhnung an das Rechthandeln geht geschichtlich und daher unvermeidlich auch in der Erziehung dem Zustand freier Selbständigkeit voran.

Das Ehrgefühl ist es, das den Menschen dieser Stufe ebenso kennzeichnet, wie berechnende Schlauheit den der vorigen. Als ein würdiges Glied der Gesamtheit zu gelten vor der Welt wie vor sich selbst, das ist ihm sein höchstes Gut. Das Leben hat für ihn keinen Wert und wird willig abgebrochen, wo es

[1]) Ganz gewiss: Nur deshalb strebe ich die anderen zu beglücken, weil es mir selbst Genuss bereitet, sie glücklich zu sehen. Aber wenn man deshalb neuerdings solche Gesinnung Egoismus genannt hat, so ist das nur ein Schriftstellerkniff, darauf berechnet, den Leser zu reizen und zu frappieren durch eine Ausdrucksweise, die scheinbar alles auf den Kopf stellt. Nicht wer Genuss anstrebt, sondern wer Genuss lediglich aus dem Wohlbefinden seiner einzelnen Person und nicht zugleich auch aus dem seiner Mitmenschen zu ziehen weiss, wird ein Egoist genannt — im Gegensatz zu dem anderen, der auch jener edelsten Genüsse der Mitfreude und des Mitleidens fähig ist.

jenes Gutes verlustig ging. Die Ehrfurcht ist solchen Ehrgefühls natürliches Correlat. Der Gegensatz von Moral und Unmoral, von Gut und Böse, wird hier erst voll empfunden: Und zwar erscheint als unmoralisch, als böse, nicht nur das Verbrechen, die widergesetzliche Handlung, sondern jene einseitig selbstsüchtige Gesinnung der vorigen Stufe überhaupt. Dagegen fehlt noch gänzlich der Begriff der „Sünde". Das klassische Altertum zeigt uns eine Menschheit, die ganz so empfand. Dem edlen Sinn des Griechen, dem Stolz des Römers war jener Krämersinn im Grunde der Seele verhasst, der dem Menschen der ersten Stufe anhaftet. Er achtete nur ein Leben, das dem Staate, dem Gemeinwesen, gewidmet war und für dieses sich frisch und gesund erhielt, sich übte und stählte an Körper und Geist. Weiss doch ein Aristoteles keine treffendere Definition des Menschen zu finden, als die, er sei ein *ζῶον πολιτικόν*. Nirgends finden wir diese Gesinnung so rein und so kräftig entwickelt wie hier — diese gesunde Verschmelzung von Eigennutz und Edelmut, von berechnender Schlauheit und Ehrgefühl; und doch bereitet sich in dem so hoch begabten Griechenvolke allmählich schon die dritte, noch höhere Lebensauffassung vor, die im Christentum zur Herrschaft gelangt ist. Drum bildet das Studium der Alten das herrlichste Bildungsmittel für die Jugend; nichts ist in ähnlicher Weise geeignet, den idealen Sinn zu pflegen und zugleich ein tieferes Verständnis des Christentums vorzubereiten.

Ein grosses, stolzes Glück ist dieses Hochgefühl eines dem Wohl der Menschheit geweihten Lebens. Das lächerliche Sich-gross-thun ob eigener Kraft und Intelligenz, das die kleinlichen Naturen jener früheren Stufe so beglücken kann, ist hier erweitert, veredelt, verklärt zu jenem hochadligen Sinn, der in erster Linie eine würdige Vertretung der Familie, des Standes, des Corps, der Nation anstrebt und darin erst, nicht im blossen Übertreffen anderer als einzelne Person, die wahre Ehre und das edelste Gut erkennt. Aber wie, wenn das Wirken für die Mitmenschen umsonst und vergeblich war? Wenn ihm Erfolg und Anerkennung versagt blieb? Oder wenn das Verdienst nur mit Undank gelohnt wird? In Groll und

Verbitterung muss solch ein Leben enden. Daher vermag Edelmut so wenig, wie Eigennutz, ein sicheres, dauerndes Glück zu begründen — wenn auch ohne Zweifel das Glück des edelstolzen und human denkenden Mannes ungleich reicher und gefestigter ist, als das des Egoisten.

3. Egoismus und Humanität.

Egoismus und Humanität sind polare Gegensätze; sie stehen nicht im Widerspruch miteinander, sondern müssen sich ergänzen, was häufig verkannt wird. Bald möchte der Egoismus jedes humane Empfinden als Phantasterei verschreien oder doch als Form des Egoismus selbst begreifen[1]), — bald hören wir eine sentimentale Menschenliebe alles Egoistische verdammen. Stirner und der individualistische Anarchismus vertreten das eine Extrem, die Sozialdemokratie das andere; in praxi freilich gilt — Extreme berühren sich.

Voll und ganz bleibt der Egoismus bestehen: Das gilt der Sozialdemokratie gegenüber, die alle Individualität, alle freie Selbständigkeit des einzelnen, rücksichtslos ertöten will, um die äusserste Gleichheit und Brüderlichkeit zu erzwingen. Für die einseitig moralisierende Betrachtung enthält solche Schwärmerei ohne Zweifel viel Anziehendes; aber diese Betrachtung ist eben unvollständig und deshalb unrichtig. Der mitfühlende Mensch ist nur der halbe Mensch, nach seiner anderen Hälfte ist der Mensch selbstsüchtig und muss es sein, denn sonst wäre die stolze Menschheit nichts als eine grosse Summe von lauter Nullen. Beide Triebe sollen sich das Gleichgewicht halten; mit gutem Grunde lehrt die Schrift: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ und gewährt so der Eigenliebe neben der Nächstenliebe Sitz und Stimme. Frei und unbevormundet, nach seinem eigenen Kopfe, will ein jeder in seiner Eigenart sich ausleben. So nur kann er seinen natürlichen Zweck erfüllen, so nur sich glücklich fühlen. Nicht vernichten und in Dunst auflösen, nur in den Dienst der Gesamtheit will und soll er seine Individualität stellen; um diese aber zunächst einmal frei und unbehindert zu entfalten, bedarf er des Eigentums, eines abgegrenzten Gebietes

[1]) Vgl. die Anm. S. 10.

von (idealen und materiellen) Gütern, das nur ihm gehört, d. h. darin er im wesentlichen ganz nach seinem Willen und zu seiner Lust arbeitet, nicht ausdrücklich nach staatlicher Vorschrift und zum Wohle des Ganzen.

Voll und ganz bleibt der Egoismus in Geltung. Aber Max Stirner und mit ihm der Anarchismus übersieht, wie der Egoismus des einzelnen Individuums, der persönliche Egoismus, im Menschenleben beständig sich bricht an dem Egoismus eines organischen Gebildes viel höherer Stufe, das eben durch die altruistischen Triebe der Einzelwesen Bestand hat: an dem Egoismus der Familie, des Stammes, der Nation, kurz — der Gesamtheit. Denn diese bedeutet beim Menschen nicht, wie zumeist im Tier- und Pflanzenreich, eine ungeordnete, zusammenhangslose Schar, sondern ein einheitlich organisiertes Ganze, dessen Übermacht sich in der Regierung centralisiert. Und dieser Organismus nächst höherer Stufe, der Staat, ist dem Individuum gegenüber der wahre Übermensch, der die Einzelwesen sich einordnet oder von sich ausscheiden wird, je nach dem er sie brauchen kann oder nicht. Die einzelnen werden daher immer am klügsten thun, wenn sie schon von vornherein selbst bemüht sind, sich der Gesamtheit harmonisch einzugliedern, d. h. ihr Eigenwohl dem Gesamtwohl unterzuordnen; wenn sie „sich nützlich machen", wenn sie mit dem eignen Vorteil zugleich auch den des Ganzen im Auge behalten. Das Klügste ist es, aber es bedeutet auch die einzig richtige Selbstschätzung und Selbstverwertung. Einfach: Der Wahrheit die Ehre geben — heisst es, wenn man sich selbst nicht nur als diesen einzelnen fühlt, wie Stirner will, sondern als einzelnes Glied des wohl organisierten Ganzen.

Ja, ein organisiertes Ganze, ein Organismus höherer Stufe gegenüber dem einzelnen Individuum, ein Organismus im eigentlichsten Sinne des Wortes, nicht bildlich gesprochen, — das ist die menschliche Gesamtheit; so gut wie im Tierreich der Korallenstock, der Ameisenstaat, der Bienenstock, ja in viel höherem Sinne. Dass sie dies verkannt, dass sie geringschätzig redet vom „Herdentrieb", von „künstlichen Satzungen", statt im Zug zur Organisation wie in der Kunst des Menschen eigenste Natur und natürlichste Eigenart zu ehren, das ist der Grundfehler der bis-

herigen Darwinistischen Ethik. Siegen wird der Tüchtigste gewiss; aber siegen nur, um als edelstes Glied an der Gesamtheit Spitze zu stehen und ihre Entwicklung zu fördern. Bestehen bleibt der Kampf ums Dasein, und es ist eine falsche Sentimentalität, wenn der Sozialismus diese erste Triebkraft aller Fortentwicklung eliminieren will:[1]) Aber ganz anders gestaltet sich dieser Kampf unter den Menschen, als zumeist unter den Tieren und Pflanzen. Denn nie steht hier der einzelne dem einzelnen gegenüber, wie dort, sondern stets der ungeheuren Übermacht einer staatlich organisierten Gesamtheit, und ohne deren Zustimmung wird er sein erkämpftes Gut nicht behaupten können. Mit Gewalt vermag er ihr gegenüber nichts auszurichten, da sie stets der stärkere Teil ist; so muss er durch Klugheit sein Ziel zu erreichen suchen: Er muss Mittel und Wege ausfindig machen, um den anderen zu entlocken, was er braucht. Daher bewirkt der Kampf ums Dasein hier ein Steigen der Energie und Intelligenz; immer die intelligenteren und strebsameren haben die grössere Aussicht, sich emporzuarbeiten, Geld und Gut zu erlangen, Ansehen und Lebensstellung. Nun werden erworbene Eigenschaften dann vererbt, wenn durch mehrere Generationen hindurch immer und immer dieselben äusseren Lebensbedingungen fortwirken, die stetig zur Aneignung jener Eigenschaften drängen; angeborene aber auch sonst: Und Intelligenz ist immer angeboren. Daher wird sich die Durchschnittsbegabung bei den höheren Ständen im allgemeinen auf einer höheren Stufe erhalten; die Familien, die sich einmal emporgearbeitet haben, werden nicht leicht wieder herabkommen, zumal den Kindern auch äusserlich der grössere Besitz ihrer Väter und ihre mit besserer Einsicht geleitete Erziehung zu gute kommt.[2])

---

[1]) Mit Unrecht wird von den Sozialdemokraten (Liebknecht) diese Konsequenz ihres Systems geleugnet. Hielt sich doch erst kürzlich der „Vorwärts" darüber auf, als in einer Gewehrfabrik bei etwa notwendig werdender Verminderung der Arbeiterzahl gewisse Personen für die Entlassung deshalb in Aussicht genommen waren, weil sie als „minder tüchtig" galten.

[2]) Oder soll alle Erziehung ganz verstaatlicht, also das Kind dem Elternhause entrissen werden, damit alle gleiche Erziehung haben? Die Sozialdemokratie zieht diese Konsequenz; aber mir scheint, wenn es darauf ankommt, werden wenige ihrer Anhänger damit einverstanden sein.

„Mensch ist Mensch“ und „alle haben von Natur das gleiche Anrecht auf die Güter des Lebens“: das sind Sätze, die der Liberalismus in die Welt warf. Dieselben hatten ihren guten Sinn, solange man sie nur im Gegensatz gegen den Feudalismus gebrauchte; denn dieser beging den Fehler, dass er den Begriff des höheren Standes auf wenige, bestimmte Familien einschränkte, die sich seit sehr alter Zeit emporgeschwungen hatten, und dass er das Heraufkommen anderer zu höherer Lebensstellung ängstlich zu verhindern strebte. Darin, nicht in der Anerkennung von Standesvorrechten an sich, lag sein Unrecht. Drum wurden obige Phrasen völlig sinnlos und unverständig, als sie ein ins Demokratische ausartender Liberalismus allgemein gelten liess und demgemäss allen gleiches politisches Recht verlieh. So wurde jenes wunderliche Stimmrecht geschaffen, das die Meinung jedes durch halb verstandene Parteischlagworte aufgehetzten oder von den Genossen mühsam herangeschleppten Branntweinbruders gleichwertig nimmt mit der durch ernstes Nachdenken und praktisches Erproben errungenen Überzeugung des Mannes, der durch Energie und höhere Intelligenz zu Bildung und Ansehen kam. Wenn die Sozialdemokratie jetzt auch für alle gleichen Besitz oder gleichen Anteil am Allgemeingut verlangt, so ist das nur die weitere Konsequenz jener Lehre von der Gleichberechtigung aller Menschen. Aber sind denn die Menschen von Natur einander gleich? Ganz gewiss nicht, so wenig, wie die Pflanzen, die ich säe, alle mit gleicher Kraft und Schönheit emporspriessen. Ungleich sind sie an Begabung und an Energie; also haben sie auch nicht gleiches Recht auf Geltung im Rat, noch gleiches Recht auf die Güter des Lebens, sondern — wie in der gesamten Lebewelt — hat immer der Tüchtigere auch das höhere Recht zum Leben: „Wer die Macht hat, hat das Recht.“ Recht ist für einen jeden, was er irgend der (staatlich organisierten) Gesamtheit gegenüber durchzusetzen weiss; Eigentum, was er ihr gegenüber zu behaupten vermag. So gebührt auch den höheren Ständen das höhere politische Recht und die bessere soziale Stellung, und es ist eine falsche Sentimentalität, wenn sie sich (zu ihrem eigenen und des gesamten Volkes Schaden) dieses Vorrechtes entäussern; nur muss der Übergang zu ihnen jedem

Tüchtigen rechtlich offen stehen, damit sich intelligente Familien allmählich emporarbeiten können.[1])

Eigentum ist alles, was jemand im Kampfe ums Dasein sich erobert hat und zu behaupten sucht: Also in erster Linie sein Leben (d. i. sein Einzelleben wie sein Familienleben); sodann materielle Güter, die ihm dienen, dies Leben zu erhalten und zu verschönen; endlich auch die idealen Güter, wie vor allem die gute Meinung der Mitmenschen, die ja nicht wenig dazu hilft, das Fortkommen zu erleichtern. Nun kann er ohne die Zustimmung der (organisierten) Gesamtheit jene Güter nicht behaupten, und diese (ausdrückliche oder doch stillschweigende) Billigung aller muss so lange ausbleiben, als der einzelne ihnen gefährlich scheint: Sie wird nur dann sich einstellen, wenn einer dem anderen nur so etwas abnimmt, dass er ihn zu freiwilliger Herausgabe der gewünschten Sache zu bestimmen weiss. Mittel hierzu ist der Tausch: Ein jeder sucht etwas zu leisten oder zu produzieren, was die anderen brauchen, um ihm selber nötiges aus ihren Leistungen und Produktionen dagegen einzutauschen. So erkämpftes — wie wir's nennen: ehrlich erworbenes — Gut wird dem einzelnen von der Gesamtheit im allgemeinen zugebilligt, also geschützt und sichergestellt; nur für so erhaltenes Leben, für so gewonnenen Besitz, für so errungenes Ansehen gilt das Gesetz: „Du sollst nicht töten, nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen, nicht bösen Leumund machen." Jenseits dieser Grenze aber muss sofort die Zustimmung der Gesamtheit aufhören, ja in ihr Gegenteil umschlagen, so dass Tötung und Enteignung aufhören Unrecht zu sein.

Nur „im allgemeinen", sage ich, respektiert die Gesamtheit ehrlich erworbenes Gut: Im einzelnen Falle wird sie auch für dieses ohne Bedenken zur Enteignung schreiten, wo ihr Interesse, d. i. das gemeinsame Interesse aller, das öffentliche Wohl, dieselbe erfordert. Hierauf gründet sich die Berechtigung des Expropriations-Verfahrens; so auch das Recht der Staatsregierung als der Verkörperung des Gesamtwillens, zur

[1]) Dass schon der einzelne selbst rasch hoch aufsteige, ist im allgemeinen gar nicht wünschenswert, wie die Figur des Emporkömmlings beweist.

Rettung des Vaterlandes im Kriegsfalle das Leben des Soldaten aufzuopfern, oder bei drohenden Unruhen im Innern die Rädelsführer zu beseitigen.

In genau demselben Sinne und mit den gleichen Beschränkungen gelten jene Gesetze auch für die Beziehungen zwischen Volk und Volk. Auch einem Volke wird von der Gesamtheit aller übrigen Völker seine Existenz als selbständige Nation und sein Besitzstand, insbesondere an Land, nur so lange zugestanden werden können, als dies mit dem Gesamtwohl, mit der Ruhe und dem Frieden und dem Kulturfortschritt der Welt, vereinbar ist. Wo immer dies aufhört, wo z. B. ein Volk durch übermütige Forderungen, durch Verletzung des Völkerrechts, durch Gebietsüberschreitung, — aber auch schon durch blosses Zurückbleiben in der Kultur oder durch mangelnde Beteiligung an der Kulturarbeit der Menschheit, durch allzugrosse Absperrung von der übrigen Welt, gefährlich oder lästig oder doch unnütz wird: in all diesen Fällen ist das Recht zu zwangsweisem Einschreiten gegen dasselbe, d. h. zum Kriege vollauf gegeben. Da solche Fälle gelegentlich immer einmal eintreten werden, so scheint mir die Hoffnung auf ewigen Weltfrieden ebenso phantastisch, wie der Traum aller Anarchisten und Sozialisten, dass einst kein Verbrechen und kein Strafvollzug mehr sein wird.

Soweit nun jene Verbote Gültigkeit haben, begnügt sich die Liebe nicht, sie zu befolgen, sondern ist bemüht, das Gegenteil des Verbotenen zu thun; also dem Nächsten das Leben leicht zu machen, ihm nicht lästig zu werden, ja ihm zu helfen und beizustehen, seine Ehre und sein Ansehen zu verteidigen, seine Schwächen zu entschuldigen. Freundschaft, Mitleid, Fürsorge, Rücksichtnahme, jedes edle Empfinden eines humanen Sinnes, hier haben sie ihren Tummelplatz. Dagegen ist es eine falsche und übel angebrachte Sentimentalität, die das „liebet eure Feinde u. s. w." dahin missversteht, als müsste gerechte Strenge gänzlich schwinden und überall duldende Liebe walten: Nur soll nicht blinde Rachgier statt der Gerechtigkeit herrschen, nicht Willkür des einzelnen statt überlegter Abwehr von seiten des organisierten Ganzen oder des Staates. Denn die Gesamtheit als solche erlässt ja jene Gebote oder schränkt sie ein, je nach Bedarf. —

Ein Gebot muss den anderen noch hinzugefügt werden — das, dessen Erfüllung erst allen Tauschverkehr ermöglicht: Das Gebot der Wahrheit. Nur wo einer dem andern trauen darf, wo Rechtlichkeit herrscht und deutsche Treue und grader Sinn, nur da kann ehrliche Arbeit gedeihen; wo kein Verlass ist auf des anderen Wort, wo sich redliche Schlauheit in Hinterlist verkehrt, da löst sich die menschliche Gemeinschaft überhaupt auf und das Staatsgebäude ist in seinen Grundfesten erschüttert. Denn denken wir, dass alle immer lügen wollten, wie wäre da Verkehr und Austausch denkbar? Auch wo die Lüge im einzelnen Falle einmal nützlich scheint, hat sie doch nur dadurch Erfolg, dass im allgemeinen die Wahrheit gilt. Drum ist „die Wahrheit reden" die erste und heiligste Frucht jener organisatorischen Triebe, die den Menschen an den Menschen reihn. Und doch — auch dies Gebot, wie es die organisierte Gesamtheit ja nur deshalb erlässt, um als solche sich selbst zu erhalten, wird aus diesem selben Grunde überall da ausser Geltung kommen, wo eine Lüge dem Gemeinwohl dienlich ist, wo sie den Verkehr der Menschen unter einander sogar erleichtert, oder doch ohne Störung des Gemeinwohles das Glück des einzelnen fördert. Die Notlüge, die gesellschaftliche und conventionelle Lüge, sie erscheinen, mit Verstand gebraucht, völlig unbedenklich; denn immer der Zweck allein ist es, der ein Mittel heiligt oder zum Unrecht macht.

Das gilt auch von dem Bewahren der Wahrheit einer über das zukünftige Verhalten gemachten Aussage, vom Halten des Versprechens. Gewiss im allgemeinen gilt, dass man sein Wort halten solle. Wenn aber im einzelnen Falle die zukünftigen Umstände nicht wirklich diejenigen sind, die man voraussetzte, als man demgemäss das versprochene Verhalten für vernünftig hielt, so kann die Vernunft gradezu gebieten, jenem Versprechen zuwider zu handeln.

Im Tauschverkehr erkannten wir das Mittel, durch das sich der einzelne innerhalb der Gesamtheit behauptet. Wir müssen das Wort „Tausch" dabei im weitesten Sinne nehmen. Nicht

nur materielle Güter, auch Leistungen, Kenntnisse, Fertigkeiten, seine Arbeitskraft stellt einer dem anderen zur Verfügung, bietet sie ihm dar, um dafür ihm selber Nötiges von ihm einzutauschen. Es ist nicht meine Aufgabe, die äusseren Einrichtungen zu beschreiben, durch die man solchen Austausch der Produktionen und Leistungen im Fluss zu halten und Störungen desselben durch offene oder versteckte Übertretung der oben entwickelten Grundgesetze des Gesellschaftslebens zu verhüten sucht. Vom sittlichen Standpunkt muss nur allgemein die Forderung geltend gemacht werden, dass solcherlei Einrichtungen immer nur der „Unehrlichkeit" entgegenarbeiten, niemals aber den freien Wettstreit selbst der Individuen im Kampfe ums Leben erschweren und lähmen sollen; denn so würden sie den natürlichen Fortschritt der Menschheit verzögern.

Einer Ausnahmeleistung habe ich noch zu gedenken; einer Handlungsweise, die nicht auf dem Prinzip des Tauschens beruht, die gar nicht egoistisch ist oder doch ihrer Idee nach sein sollte, sondern reines Liebeswerk: Der Wohlthätigkeit. In ihrer edelsten Form, wie sie allein wahrhaft sittlich ist, entspringt sie unmittelbar jenen edelsten Trieben, auf deren Ausbildung letzten Endes alles Gemeinschaftsleben ruht; sie geht hervor aus dem Mitleiden mit fremdem Leid als das Bestreben, dem Unglücklichen beizustehen, um mit dessen Weh zugleich das eigene Mitweh zu beseitigen und in Mitfreude an seinem Glücke zu verwandeln. Einesteils übt jenes Mitgefühl eine vorbeugende Wirkung aus: Denn es hindert mich, meine Mitmenschen ohne Not zu betrüben, wenn ihre Betrübnis auch in meiner Seele Betrübnis, Mitleiden hervorruft. Diese negative, Unrecht verhütende Seite des Mitleids ist nicht die unwichtigste Form des Wohlthuns. Auf der andern Seite aber wirkt es auch heilsam; es will Schäden bessern, Schmerzen lindern, wo immer wir den Nächsten schuldlos leiden sehen, leiden durch anderer Übelthat oder durch Krankheit und Missgeschick. Dies ist Wohlthun im engeren Sinne: Ein gesundes Mitgefühl und herzliches Erbarmen, das uns anspornt zu Hilfe und Beistand und rettender That, oft mit eigener Gefahr. Man tadle das nicht, weil es den natürlichen Selektionsprozess hemme: Die besondere Art des Zusammenlebens, wie es sich im Menschen-

geschlechte herausgebildet hat, bedingt die Möglichkeit verbrecherischer Schädigung des einzelnen, der an sich zum brauchbaren Gliede der Gesamtheit wohl geeignet wäre und keineswegs durch eigne Untüchtigkeit, vielmehr trotz dieser durch Übervorteilung, also durch Unehrlichkeit anderer, zu Falle kam. Und wenn auch diese Möglichkeit durch allerhand Vorkehrungen von seiten der staatlich organisierten Gesamtheit mehr und mehr eingeschränkt wird, so kann sie, ja darf sie doch niemals gänzlich aus der Welt geschafft werden, weil dann sofort mit der Möglichkeit des Bösen auch das Verdienst der Tugend und mit ihm aller Fortschritt aufhören würde. Störungen des Selektionsprozesses scheinen dadurch zu entstehen, dass jene Form der Wohlthätigkeit oft von Unwürdigen und von solchen ausgenutzt werden kann, die durch ihre Schuld, also mit Recht leiden; aber das Übel ist so schlimm nicht. All die Schwachen und Untüchtigen, alle, die durch geringere Ausdauer und Intelligenz und durch ungünstige Eigenschaften des Charakters dem Daseinskampfe nicht gewachsen sind, — sie werden trotz aller Wohlthätigkeit, die sie gelegentlich auf sich zu lenken wissen, doch meist auf die Strasse geworfen und als Landstreicher, Dirnen, Verbrecher zu Grunde gehen, ohne ihre ungünstigen Anlagen auf Nachkommenschaft zu vererben. Also — gönnt ihnen den Brocken, der ihnen gelegentlich zufällt! Seht die Sache mit Humor an und lasst ihr freien Lauf! Deshalb braucht doch die Wohlthätigkeit nicht eine Prämie auf den Bettel zu werden. Man sollte durch Geschenke nur helfen, wo Krankheit und Arbeitsunfähigkeit vorliegt oder augenblicklicher Not gesteuert werden muss; im übrigen gilt es vielmehr, dem Darbenden lohnende Arbeit zu schaffen. Und hierfür ist Vereinsthätigkeit, ja Staatshilfe unentbehrlich: Mag auch dabei oft protzige Grossthuerei, allerhand Eitelkeit und mechanisches Abthun statt wahren Erbarmens sich breit machen. Durch eine das Grosskapital stark belastende Steuer könnte die Gesamtheit recht wohl dafür sorgen, dass stets Geld vorhanden ist, um bei mangelnder Arbeitsgelegenheit die Arbeitslosen mit öffentlichen Arbeiten zu beschäftigen.

Welches wäre aber die allerhöchste Wohlthat, die ihr der Menschheit erweisen könnt? Seid bekümmert um eine gesunde Ernährung des Volkskörpers! Traget Sorge, dass allezeit nur

gesunde, lebenstüchtige Kinder in die Welt gesetzt werden! Ehre dein Kind, noch ehe es geboren, auf dass es tüchtig werde. So sorgst du nicht nur für der Lebenden Glück, nein, für alle künftigen Geschlechter bis ins tausendste Glied; so förderst du das Volksganze, ja das Menschenleben in seiner Entwicklung; so veredelst du die Rasse. Ihr stiftet gute Schulen; vortrefflich! Aber mehr als gute Erziehung besagt die Züchtung gesunder Kernnaturen durch günstige Vererbung. Stiftet gesunde Ehen! Mit Recht werden Verwandtenehen verboten. Verbietet auch jede Ehe zwischen Personen, die mit erblicher Krankheit belastet sind; fordert vor jeder Eheschliessung einen ärztlichen Konsens. Schafft strenge Keuschheitsgesetze; mit aller Kraft kämpft an gegen das Lotterleben, durch das der junge Mann seine beste Zeugungskraft vergeudet, ehe er in die Ehe tritt. Schafft eine Junggesellensteuer, die jeden hoch nimmt, dem nicht zu geringes Einkommen oder Berufspflicht die Ehe verwehrt. Sorgt für eine Erziehung der Mädchen, die sie nicht zu prüden Zierpuppen macht mit vielen „Talenten“ und wenig Lebenskraft, sondern zu frischen, starken Naturkindern, denen ihre Jungfräulichkeit vor der Ehe und ihre Mutterschaft in der Ehe das Höchste und Heiligste ist. Ja — und ehrt die Ehe, weihet sie feierlich nach altheiligem Brauch, entwürdigt sie nicht zu geschäftsmässig angemeldetem Vertrag; denn sie ist die beste Gewähr für eine gedeihliche Entwicklung der Kinder. Die sich vereinen, Mann und Weib, trifft sie nicht naturgemäss die ernste Pflicht, auch ihre Kinder zu brauchbaren Gliedern des Ganzen zu machen? Oder ist's nicht eine schwächliche Feigheit, die nur die Lust nimmt und den natürlichen Folgen sich entzieht? Aber wie sollen sie im lockeren Bund freier Liebe solch' heiligster Menschenpflicht genügen?

---

4. Religion und Frömmigkeit.

Die dritte und höchste Stufe des sittlichen Bewusstseins ist es, wenn der einzelne nicht mehr nur sich selbst der Umgebung gegenüber als einheitliches Ganze weiss, sich auch nicht nur als eingeborenes und einerzogenes oder durch Interessengemeinschaft eingewachsenes Glied einer von ihm nunmehr repräsentierten

Gesamtheit fühlt, — sondern als Glied, Bestandteil, höchstes Produkt der allumfassenden Natur. Es ist ein lebendiges Gefühl davon, wie das eigene Wesen mit all seinen Kräften und Gaben physischer und geistiger Art nicht eine in sich ruhende Welt für sich ist, sondern bedingt und getragen, ganz und gar gewirkt und durchlebt wird gleich aller Welt umher, von der ewigen Schaffenskraft, die in allem Natürlichen und Geistigen sich thätig offenbart. Die roheste, niedrigste Form, in der ein solches Empfinden zuerst im Urmenschen sich regen mochte, ist wohl Furcht und Schrecken vor den ihm feindlichen, gefahrbringenden Naturgewalten und hinwieder frohe Verehrung und vertrauliche Zufluchtnahme zu jenen Mächten, die ihm Schutz und Hilfe und Nutzen gewährten. Wir nennen diese Art das Leben zu betrachten Religiosität, Frömmigkeit: Ohne Zweifel der umfassendste Standpunkt, der Schlauheit und Ehrgefühl in sich aufhebt und beiden die höhere Weihe giebt.

Die Gesinnung, aus der unser Verhalten fliesst, ist hier innig verwebt mit unserer Weltanschauung. Für die Art, wie wir den tief empfundenen Zusammenhang unseres Wesens mit dem Weltganzen auffassen und demgemäss unser Verhalten mit dem grossen Weltlauf in Einklang zu setzen suchen, kann die Vorstellung, die wir uns von dem Weltzusammenhang überhaupt machen, nicht ohne Bedeutung sein. Nicht ohne Grund stellen alle positiven Religionen irgend eine Lehre über Welt und Leben als Glaubenssystem hin und hoffen durch dieses mehr zu wirken, als durch abstrakte Sittenregeln.

Die naive Denkweise des Urmenschen vermochte sich die Naturkräfte nur persönlich vorzustellen; wo er Bewegungen sah, schloss er auf einen bewegenden Willen, der die Dinge umher zu beseelen schien. Lebendes Wesen ahnte er, nahm er wahr allenthalben, wohin er nur blickte; noch ein Xerxes peitscht das ungestüme Meer — ein Kind schlägt den Tisch, an dem es sich stiess. Böse Dämonen und freundliche Lichtwesen bevölkerten seine Welt, und er war bemüht, die ersten durch Geschenke und Bitten zu besänftigen, — durch Geschenke und Bitten mit den

anderen Bundesgenossenschaft zu schliessen und sich ihres Beistandes zu versichern. Das war seine Religion. Der Kultus, sehen wir, ist die Form des Handelns, darin jederzeit zuerst und am unmittelbarsten die religiösen Motive sich ausprägten; und so lange denn die Natur durchwirkende Allmacht lebendig vorgestellt, geistig gedacht wird, — ja auch, wo dies nicht der Fall ist, werden symbolische Kultushandlungen den natürlichsten Ausdruck religiösen Fühlens bilden. Eben dadurch sind sie das wirksamste Mittel, den religiösen Sinn der Menge zu pflegen und rege zu erhalten.

Als aber sittliche Ideen immer energischer sich geltend machten, — als die sittlichen Übel immer tiefer verabscheut, die sittlichen Güter immer höher geschätzt wurden, so musste es unwillkürlich geschehen, dass man nicht mehr nur vor dem natürlichen Übel bei den guten Göttern Schutz suchte. Man erwartete von ihnen auch Abwehr des Unrechts, Bestrafung des Verbrechens und Belohnung der Rechtschaffenheit, Hilfe in der Versuchung. So wurden sie zu Hütern des Rechts, und das Sittengesetz erschien als göttliches Gebot. Die Moral war unversehens in den Kreis der religiösen Betrachtung hineingezogen, und nicht zu ihrem Nachteil. Denn ohne dies ruhten die sittlichen Forderungen der Nächstenliebe, der Mässigung u. s. w. nur auf dunklem, instinktivem Gefühl; oder man musste sie aus eigennützigen Erwägungen heraus zu verstehen suchen, durch Hinweis auf ihre Nützlichkeit, was, wie gezeigt, einer tieferen Auffassung der Moral widerstrebt. Jetzt fanden sie eine vernünftige Begründung in dem Willen derjenigen Gottheit, deren Schutz man suchte und deren Wohlwollen nur bei treuem Gehorsam zu erhoffen war — ein dem kindlichen Verstande sehr einleuchtender Gedanke.

Und wie die Moral festeren Boden gewann, so gewann andrerseits die Gottesvorstellung an Hoheit und Bestimmtheit: Aus Elementargeistern waren die Götter zu sittlichen Gestalten geworden. Vordem ganz eins mit ihrem Element, hatten sie jetzt einen weit darüber hinausragenden Wirkungskreis erhalten und erhoben sich dem entsprechend als (natürlich menschenähnlich vorgestellte) Persönlichkeiten über den rein physischen Prozess.

Freilich konnte nun — fürs erste wenigstens — ihr Walten nicht mehr, wie früher, als ein unmittelbares Beseelen der Natur verstanden werden, sondern man wusste es sich nur nach dem Bilde menschlichen Handelns, „Machens", Formens zu denken. An die Stelle der die Elemente beseelenden Kräfte traten Weltbaumeister — an die Stelle der früher durch und durch beseelten lebensvollen Natur, eine tote, träge, entgötterte Masse, die erst von aussen stehenden Götterwesen Form und Bewegung empfing.

Was uns heute so schwierig scheint, der Glaube an ein übersinnliches, unsichtbares Personenleben, wurde der kindlichen Vorstellungsweise des Urmenschen sehr nahe gelegt und leicht gemacht durch eine ganz andere Gedankenreihe.

Das Rätsel des Todes hatte schon früh das Nachdenken des Menschen beschäftigt. Der Freund, mit dem er heute noch froh verkehrt — morgen fand er ihn starr und kalt, und bald sah er seinen Leib zerfallen. Aber im Traum erschien ihm der verstorbene, frisch und lebendig, wie je zuvor: Für den Urmenschen Beweis genug, dass der Dahingeschiedene noch lebe und um ihn sei, wenn auch körperlos und den Sinnen im allgemeinen verborgen. Denn noch wurde zwischen Traum und Wahrnehmung des Wirklichen nicht unterschieden. Praktisch musste diese Ansicht dahin führen, dass man den Toten gegenüber die Gefühle der Liebe, der Verehrung, ehrfurchtsvoller Scheu u. s. w. bewahrte, die man für sie im Leben gehegt: So entstand neben dem Götterdienst ein Totenkultus, der in denselben Formen sich äussern mochte, wie dieser. Der Stammvater eines Nomadenvolkes — irgend ein gewaltiger Heros, der sein Volk von Feindesnot errettete, — sie genossen nach ihrem Hinscheiden ohne Zweifel die allgemeine Verehrung ihres Stammes. Man dachte sie als Helfer, Freunde, Genossen der Götter und erwartete auch weiterhin Schutz und Beistand von ihnen. — Die theoretische Folge der Totenverehrung aber war die, dass man sich an die Vorstellung unsichtbarer „Geister", übersinnlicher Lebewesen gewöhnte. Freilich war man noch lange nicht fähig, den Begriff des Übersinnlichen rein festzuhalten. Man suchte nach einem stofflichen Substrat der Seele und fand es schnell im Lufthauch, im Atem: War er es doch, der im Tode entschwand und dadurch als Träger

des entfliehenden Lebens erscheint. In allen Sprachen finden wir für „Geist", „Seele", „Lufthauch", ein gemeinsames Wort, und noch heute lassen die Spukgestalten des Volksglaubens dieselbe Gedankenverbindung erkennen. Luftartig wurden jetzt auch die über ihr Element herausgewachsenen Götter vorgestellt; und jene Gottheiten, die als Naturgötter schon in olympischen Höhen thronten, traten mehr und mehr als die sittlichen Leiter der Welt und des Lebens in den Vordergrund. Zugleich mochte die Vorstellung „Geist ist Luft" die andere nahe legen, dass alle Luft Geist sei — ein grosser Geist, der überall ist und die Welt umfängt; der im Säuseln des Windes und im Rauschen der Wipfel offenbar wird. Solche Vorstellungsweise aber musste die Einbildungskraft für eine monotheistische Lehre empfänglicher machen, als solche von der Vernunft immer mehr empfohlen wurde.

Die Totenopfer mögen, wie Lippert wahrscheinlich macht, in der Weise entstanden sein, dass man sich scheute, das Eigentum des Verstorbenen in Benutzung zu nehmen, weil man meinte, dass dieses auch fernerhin von seinem Geiste besessen werde. So mied man des Toten Gut, insbesondere dann seine Grabstätte, zuerst aus Furcht vor ihm; bald erschien dasselbe als ein Weihen all' dessen für ihn. Und als später die grössere Ausbreitung des Besitzes einerseits, das gedrängtere Zusammenwohnen der Menschen andrerseits jene Hingabe all' seines früheren Besitzes an den Verstorbenen immer lästiger werden liess, gab man mit der Zeit der Erwägung Raum, dass jener ja schon bei Lebzeiten nur einen Teil vom Ertrage seiner Güter (jetzt schon Herden, Äcker) selbst verbraucht habe, also auch zufrieden sein werde, wenn man diesen Anteil ihm pünktlich und reichlich zuwende. Diesen Anteil freilich braucht der Verstorbene, er kann nach der Vorstellung des Urmenschen ohne solches Opfer gar nicht existieren. Drum suchte sich ein jeder reiche Nachkommenschaft zu verschaffen, um sich reichen Opferkult zu sichern: Denn durch Totenopfer „die Eltern zu ehren" galt nun umgekehrt als höchste Kindespflicht; heiligste Menschenpflicht wurde — der Ahnenkult. Glaubte man doch, dass die Toten jedes Versäumnis in dem ihnen so nötigen Opferdienst bestrafen, reichliche Übung desselben aber belohnen werden, wie mächtige Menschen schon im Leben die

ihnen zum Dienst Verpflichteten bald gestraft, bald belohnt hatten. Je weiter freilich der Verstorbenen Lebenszeit in der Vergangenheit lag, um so leichter geschah es, dass dieselben in der Vorstellung ihrer Verehrer mit den alten Naturgöttern verschmolzen[1]): Waren doch auch diese zu Hütern des Rechts und Beschützern der menschlichen Organisationen geworden. Und so finden wir allenthalben die Familien und Geschlechter zuerst als Kultusgenossenschaften gruppiert um ein gemeinsames Bundesheiligtum; was sie zusammenhält, sind allein die gemeinsamen Kultpflichten gegen eine Gottheit, wie sie durch Erhöhung des Stammvaters oder (in älterer Zeit) der Stammmutter gewonnen ist; dadurch befinden sie sich im „Frieden" miteinander und feindlich abgeschieden gegen alle Fremden.

Ich kann es hier nicht näher ausführen, welch ungeheuren Einfluss die religiösen Vorstellungen von je auf die Ausbildung der menschlichen Organisationen gehabt haben; Lippert hat unter den neueren Forschern zuerst in dankenswerter Weise diesen Zusammenhang untersucht. Ich werde nun die weitere Umbildung der religiösen Vorstellungen selbst weiter verfolgen.

Der Tote, fanden wir, brauchte nach der Meinung seiner Verehrer die Opferspende unbedingt; er fordert sie also und wird sich bitter rächen, wenn jene in der Darbringung lässig werden. Als allmählich die Toten zu Göttern wurden, entstand aus dieser Vorstellung leicht die andere vom Neide der Götter, die eifersüchtig herabblicken auf der Menschen Glück. Von allem, so empfand man, schulden wir ihnen reichliche Gabe, und die Übel erschienen als Rache der Götter für ungenügenden Opferkult. Aber die Übel des Lebens hören nicht auf, Not und Leiden wohnt ihm stetig bei: Also lastet auf den Sterblichen — man musste so schliessen — eine immer noch ungesühnte Schuld;

[1]) So führten im Altertum zahlreiche Geschlechter ihren Stammbaum auf Zeus oder andere Götter zurück. Man hat deshalb den Begriff der Naturgötter gänzlich beseitigen und lediglich aus dem Totenkultus die heidnischen Religionen herleiten wollen. Aber wie könnte solchen Ahnengöttern Blitz und Donner, Regen, das Wachstum der Pflanzen u. a. als Wirkung zugeschrieben werden? Wie konnte man darauf kommen, Flussgötter anzunehmen u. s. w.? Ich glaube durchaus, dass eine naive Naturbeseelung mit dem Totenkult zusammen erst das Heidentum begreiflich macht.

immer noch unzureichend sind alle Opfer. Es wächst die Angst, ob auch den Göttern Genüge geschah, stetig häuft sich der Opferkult, immer drückender wird wirtschaftlich diese Abgabe an die „tote Hand", und doch bleibt die Gewissheit aus, dass endlich die Schuld nun gesühnt sei. Es wächst und tritt immer deutlicher hervor das Sehnen nach Erlösung von aller Schuld, nach Erlösung von den immer schwerer lastenden und doch keine Befriedigung gewährenden Kultverpflichtungen. Diese Erlösung aber konnte für ein noch gänzlich in der heidnisch-dämonistischen Weltbetrachtung befangenes Denken nur eine Lehre bringen, die durch ein einziges, ungeheures, ewiges Opfer der zürnenden Gottheit für immer Genüge geschehen liess. Ein anderer Weg zur Befreiung war die allmähliche Auflösung jener heidnisch-dämonistischen (heut als „abergläubisch" verschrieenen) Denkweise überhaupt. Beides zugleich enthielt das Christentum; drum war auf seiner Seite der Sieg über alle Religionssysteme der Welt. Es verkündet die Erlösung von aller Schuld durch das grosse Versöhnungsopfer auf Golgatha; und es giebt zugleich dem Schuldbegriff und dem Opferbegriff unvermerkt eine Wendung ins Sittliche, die ihnen beiden, der Idee der Sünde wie auch der anderen stellvertretender Genugthuung, selbst vor der reinsten, lautersten, freiesten Weltanschauung einen tiefen Sinn und ewige Bedeutung sichert.[1]) Und auch diese Weltanschauung ist nach ihrem religiösen Gehalte bereits im christlichen Dogma ausgeprägt.

Die Betrachtung der strengen, gesetzmässigen Ordnung in aller Natur, die Bewunderung der Harmonie des Kosmos ist es gewesen, die den menschlichen Geist über jene kindliche Weltanschauung hinausführte und zu einer einheitlichen Auffassung des Universums gelangen liess.

Das Heidentum vermochte sich diese Weltordnung nur nach dem Bilde menschlicher Organisationen vorstellig zu machen; es schuf sich die Idee eines höchsten Gottes, der über den Wolken thront und durch ein Heer von Nebengöttern, Dienern und Boten das Geschäft der Weltregierung besorgt. Aber man empfand das

[1]) Vergl. den zweiten Teil.

Ungenügende dieser Ausflucht; man musste es merken: Der Naturzusammenhang ist so eisern fest gefügt, dass er sich unmöglich aus dem Zusammenwirken vieler nach Willkür handelnder Wesen begreifen lässt — mögen diese auch, nach Art der Menschen, zu einem monarchisch regierten Götterstaate verbunden sein. Daher sah ein scheues, angstvolles Ahnen der ewig unabwendbaren Notwendigkeit — geheimnisvoll, furchtbar — des Schicksals dunkle Macht im Hintergrunde des Götterhimmels auftauchen. Auch die Himmlischen sollten seiner Fügung unentrinnbar unterworfen sein.

Machte man ernst mit diesem Begriffe, so war es aus mit der Götterherrlichkeit; und das blieb dem griechischen Denken vorbehalten.

„Welches ist der gemeinsame Grund aller Dinge? Welches ist die Substanz, daraus alles geworden — die Kraft, die alle Welt durchwirkt?“ Mit dieser Frage traten zuerst die ionischen Naturphilosophen an die Betrachtung des Kosmos heran, und seitdem suchte man das Urwesen immer genauer zu erfassen, immer tiefer zu ergründen. In kühnem Fluge hatte sich das Denken von der Betrachtung der einheitlichen Weltordnung unmittelbar aufgeschwungen zu dem Begriffe eines allerhöchsten, einheitlichen Seins, das alles Einzelne, was da ist und wird, als Wirkung oder Nebenerscheinung seiner allumfassenden, alldurchdringenden Wirklichkeit in sich hegt. Das war ein Aufschwung, zu hoch, zu schnell, um der grossen Masse alsbald verständlich zu sein; von ihr ist die Idee des höchsten Wesens entweder überhaupt missverstanden oder wieder und wieder in Frage gezogen worden. Aber dereinst, wenn die Forschung langsam und bedächtig, aufsteigend von den Erscheinungen zu ihren nächsten Ursachen und von diesen weiter zur Anerkennung immer höherer Ursächlichkeiten, schliesslich bei jenem Endziel alles Nachdenkens angelangt ist, — dann freilich wird auch die Menge, die ihr sachte nachhinkt, in dem einigen Gotte nicht mehr nur eine eitle Erfindung der Phantasie, einen einsam überlebenden Götzen des alten Heidenhimmels bald abergläubisch verehren, bald altklug verspotten.

Eine bunte Fülle von einzelnen Dingen und wechselnden Ereignissen ist die Welt um uns her, lebende Wesen darin, unter ihnen auch wir. Aber das alles ist nicht gleichgültig nebeneinander, so dass eins das andere nichts anginge, vielmehr hängen alle Teile aneinander, sind aufeinander bezogen, miteinander verbunden zu einem wohl geordneten Ganzen. Was ist es also,

„was die Welt
Im Innersten zusammenhält,"

so dass

„Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt?"

Gott nennen wir's, dieses Eine, Unendliche, Allumfassende, wie es die Welt durchwirkt und alles einzelne Dasein und Geschehen in sich hegt — dem Meere gleich, das die Wogen aus sich hervortreten lässt und wieder in sich aufhebt; denn dieses ist es, das in unserer Weltanschauung an die Stelle des alten Götterhimmels tritt. Dasselbe zu beschreiben, die schaffende Gottheit in ihrer Werkstatt zu schauen, das ist ohne Zweifel das letzte Ziel, dem, bewusst oder unbewusst, unser erkennendes Denken zustrebt. Wir wollen nicht nur Einzelnes beschreiben, begreifen, wir wollen auch den Zusammenhang der Dinge beschreiben und verstehn; es genügt uns nicht, einzelne getrennte Gebiete der Wirklichkeit nebeneinander zu betrachten, — auch die Welt als Ganzes, in ihrem empirisch gegebenen Zusammenhang, soll begriffen werden.

Eine Seite des göttlichen Wesens und Webens sucht die Naturwissenschaft zu erforschen; die Bewegungsgesetze der Welt, die Art also, wie die Körper im Raume unter sich zusammenhängen, will sie erkunden. Ohne Zweifel ist das ein grosses Gebiet des Wirklichen, aber doch nicht die Wirklichkeit ganz; und wenn schon die genauere Kenntnis der Naturkräfte so ungeheuren Wert hat, — welche Bedeutung fürs Leben muss da nicht die Erkenntnis des Weltzusammenhanges überhaupt haben?

Nur einen Teil der Wirklichkeit umfasst der mechanische Bewegungszusammenhang. Denn wie sollen in den Lebewesen durch blosse Bewegungen körperlicher Teile Bewusstseinserscheinungen zustande kommen? Wie sollen Empfindungen,

Gefühle, Gedanken entstehen? Das Dahinrollen einer Kugel ist nicht Denken; ob das Bewegte aber zentnerschwere Massen sind oder noch so kleine Gehirnpartikelchen, und ob die Bewegung geradlinig erfolgt oder wie sonst, langsamer oder schneller, das alles ändert an der Sache nichts: Bewegung bleibt Bewegung, und es ist völlig unbegreiflich, wie plötzlich Bewusstseinserscheinungen daraus werden sollen.[1]) Daher denn auch alles Bemühen, die Dinge materialistisch zu denken, hinsichtlich der Lebenserscheinungen mit dem offen ausgesprochenen „ignorabimus" Du Bois-Reymond's geendet haben: Dem Geständnis, dass die zu Grunde gelegte Theorie zur Erklärung der Welt nicht ausreicht. Neben der Atomwelt, darin nichts geschieht, als dass alle Massenteile mancherlei Verschiebungen gegen einander erfahren, — neben ihr muss das Geisteswalten, das Seelenleben, mit seinem Begehren, seinen Gefühlen, seinem Gedankenspiel, als ein besonderes Gebiet der Wirklichkeit anerkannt werden: Freilich auch wieder nicht als das einzig Wirkliche, wie der Idealismus will; denn wie sollen aus reinem Begreifen, Fühlen, Begehren, Empfinden plötzlich reale Dinge hervorgehen, die unserem Willen als eine fremde Existenz, als ihm nicht unmittelbar sich Fügendes, gegenüberstehen? Beides, Körperwelt und Seelenleben, machen erst miteinander das Ganze der Wirklichkeit aus; und innig hängen sie miteinander zu diesem Ganzen zusammen. Den Körpern ist es eigen, allerhand sinnliche Eindrücke in uns hervorzurufen und so Gefühle, Gedanken, Begehrungen anzuregen; und der Seele ist es eigen, sich durch ihren Willen als bewegende Kraft in der Körperwelt zu manifestieren. Man fühlt es wohl, solche Verbindung kann bei ihrer Stetigkeit keine zufällige sein; unser Denken mit seinem steten Fragen „warum" und „wozu" möchte die Ursache wissen, durch die sie mit logischer Notwendigkeit zustande kommt, um so erst wahrhaft die innere Einheit zu begreifen. Auch die empirisch immer und immer

[1]) Will man übrigens der Materie ausser der Bewegung noch andere Eigenschaften beilegen, die dann Grund des Geisteslebens wären, so ist das, was man sich so konstruiert und zu beschreiben sucht, nicht mehr die „Materie", die Körpermasse, die allein den Gegenstand der naturwissenschaftlichen Forschung bildet und von den Materialisten für das allein Wirkliche gehalten wird.

erprobte Harmonie des wirklichen Geschehens mit unseren Berechnungen, der äusseren Gesetzmässigkeit also mit den inneren Denkgesetzen, deutet auf jene ursprüngliche Einheit alles Seins und Denkens hin, die zu beschreiben wäre.

So zwingt uns die Erfahrung, über die getrennten Begriffe des Seelischen und des Körperlichen hinaus zur Anerkennung einer gemeinsamen Ursache beider Welten fortzuschreiten, und erst in diesem Begriffe eines höchsten Wesens über aller Vernunft und allem Natursein wird sich die einheitliche Weltanschauung vollenden, die der Wissenschaft als Ideal vorschwebt. Und es muss versucht werden, jene Urkraft des Weltalls empirisch zu bestimmen. Denn es ist nicht wahr, dass die Vorstellung eines allumfassenden Seins über alle Erfahrung hinausführe: Sie ist ebenso empirisch und enthält ebensoviel Wahrheit, wie jeder andere Ursachenbegriff. Dürfen wir von Naturkräften reden, d. h. von dem Gelten gewisser Naturgesetze, so oft sich in der Fülle gewisser Erscheinungen Regelmässigkeit und Übereinstimmung verrät, — so dürfen wir ebenso und in demselben Sinne auch von einer Urkraft des Weltalls reden, wenn denn in allem Geistigen und Körperlichen Harmonie und einheitlicher Zusammenhang offenbar wird.

Soviel ist von vornherein gewiss: Kein totes, geistloses Etwas, wie es dem Begriffe blinder Naturkräfte entspricht, kann die Urkraft des Weltalls bilden; soll sie doch alles Geistesleben ebenso wie die physischen Kräfte implicite in sich haben. Wie könnte es sonst denkende Wesen geben, da eine Folge des äusseren mechanischen Verlaufes die Bewusstseinserscheinungen nicht sind? Und Freiheit, ja Freiheit im eigentlichsten Sinne des Wortes, kommt dem Urwesen notwendig zu, liegt es doch im Begriff der höchsten Ursache, dass sie nichts anderes mehr neben oder hinter sich hat, dadurch sie in ihrem Walten eingeschränkt oder zur Rücksichtnahme gezwungen würde. Alles, was da ist, ruht als Schöpfung in ihr; und das Naturgesetz, als die Form ihres Waltens, kann ihr so wenig als Fessel erscheinen, wie die logischen Gesetze dem Denken.[1])

[1]) Im übrigen möchte ich auf die Frage, wie ich persönlich nun den Weltzusammenhang auffasse, oder wie ich mir die geforderte Beschreibung

Die Heidengötter sind nicht mehr; ihr Reich ist zerstört, ihre Macht ist gebrochen. Aber nicht öde und leer ist die Natur, nicht tot, nicht entgöttert. Göttliches Leben regt sich umher; Gott umfängt uns, Gott durchdringt uns; Gott durchwirkt und durchlebt alle Welt. Und dieser Gott ist keine leere Erfindung der dichtenden Phantasie, wie es die alten Götter waren, sondern in Wahrheit die letzte Konsequenz alles Denkens und die allerumfassendste Erfahrung, der wir auf keine Weise entgehen können In allem, was da geschieht, sehen wir immer nur ihn selber thätig; hinter den nächsten Ursachen — den handelnden Personen, den drängenden Verhältnissen, den geltenden Naturgesetzen — erblicken wir immer und immer die eine allmächtige, weil allwirkende Urkraft der Welt, auf die alle Mittelursachen schliesslich zurückweisen. Und dieses Bewusstsein, wie es bald ahnungsvoll aufdämmert, bald zu lichter Erkenntnis wird in allen monotheistischen Religionen, bildet den innersten Kern aller Frömmigkeit, zugleich die sicherste Grundlage unvergänglichen Glückes: Kommt doch hier erst die genau richtige Auffassung des Menschenlebens zur Geltung.

Stetig und in jedem Augenblick, bei allem, was er thut und treibt, erfüllt den Frommen die Idee, wie alles, was er an Streben und Vermögen in sich fühlt, gleich allem Dasein und Geschehen um ihn her, hindeutet auf Gott als auf seinen gemeinschaftlichen Ursprung. Diese Empfindung, wo sie lebhaft und wahr ist, muss ihn bescheiden, aber auch zuversichtlich machen; bescheiden, denn er kann nicht mehr sich rühmen, sondern nur Gott danken, der in ihm sich so herrlich offenbart; zuversichtlich, da der gemeinsame Ausgang alles äusseren Geschehens und inneren Begehrens ein glückliches Zusammenstimmen beider, also die endliche Verwirklichung seligster Harmonie, verbürgt. All die

des Urwesens denke, hier nicht eingehen. Eine einigermassen übereinstimmend angenommene Lösung hat das Problem bisher nicht gefunden; daher ist es für eine Wissenschaft der Ethik bisher noch nicht möglich, die sittlich-religiösen Forderungen aus einer bestimmten Gottesvorstellung heraus zu entwickeln. Es entspricht der Bescheidenheit, wenn man vorläufig mit dem nicht näher bestimmten Begriffe des einheitlichen Weltzusammenhanges, des einen göttlichen Seins über aller geistigen und körperlichen Wirklichkeit auszukommen sucht. Erst nachträglich will ich in Kürze meine eigenen metaphysischen Anschauungen andeuten.

Widersprüche zwischen unserem Wünschen und dem äusseren Geschick, diese Quelle aller Leiden der Welt, aller Störungen in unserem Glück, sie können nur scheinbar oder nur als vorübergehende Durchgangsstadien unserer Entwicklung vorhanden sein; diese Entwicklung muss einem Zustand entgegenstreben, da all diese Widersprüche sich lösen und ewiger Seligkeit weichen. Die Gottesfurcht, die Ehrfurcht vor dem unendlich erhabenen Wesen, vor dem der Mensch so klein, so ohnmächtig ist, wird zur Demut, zur Ergebenheit in Gottes Fügungen (die ja nicht mehr, wie im Heidentum, die Schickungen eines blinden Verhängnisses sind, sondern die einer weisen Vorsehung); und solche Ergebenheit muss schon in diesem Leben jene Widersprüche mildern und dadurch alles Leid. Geduldiges Sichhingeben an Gott, gehorsame Unterordnung des Eigenwillens unter die ewig vorgesehene Ordnung des Geschehens, das ist die wirksamste Arzenei wider alles Elend. Aber man verwechsle nicht die Gottergebenheit mit stumpfer Resigniertheit und thatenlosem Geschehenlassen. Nur ein Narr wird am Bett eines Schwerkranken nicht alles thun, um zu helfen, weil es ja doch so kommen werde, wie es bestimmt sei. Dieses Missverständnis entsteht, wenn man, wie gewöhnlich, einseitig nur im äusseren Weltlauf Gottes Willen anschaut und zu wenig darauf den Sinn richtet, dass auch unser inneres Begehren, Wünschen, Fühlen, Hoffen und Denken auf Gott als auf die letzte Quelle alles Daseins und Geschehens zurückweist und Mittel zur Verwirklichung seines höchsten Willens sein kann. Das Ertöten dieser inneren Antriebe ist ebenso sündhaft, ebenso gottlos, wie das Hadern wider Gott um des äusseren Geschickes willen.

Zur Bescheidenheit führt die fromme Betrachtung, denn sie lehrt uns, dass wir alles, was wir sind, was wir leisten, was wir haben, nicht uns als Verdienst zuschreiben dürfen, sondern Gott allein verdanken. Sie führt zur Ergebenheit in Gottes Fügungen, denn sie zeigt uns, dass diese allweise und unabwendbar sind, und alles Ankämpfen dawider nur mit unserer Niederlage, also mit Leiden endigen kann. Aber indem sie uns auch in unseres Herzens Regungen Gottes Fügungen erkennen lässt, so entspringt ihr freudiger Dank im Glück und ein

stolzes sich Aufrichten an jener höchsten Gotteskraft, von der man sich durchdrungen fühlt. Also Demut, aber auch Mut und Gottvertrauen und sorglose Heiterkeit, wohliger Humor sind die schönen Früchte dieser Seelenstimmung, die in der Anbetung durch Wort und Opfer und künstlerische Feier ihren natürlichen Ausdruck findet.

Die Hoffnung, die Gewissheit endlicher Auflösung all' der scheinbaren Widersprüche des Lebens in seligster Harmonie, aber noch ein anderes ist der Grund, weshalb das Leiden, das Übel, Krankheit, Not und Verfolgung das ruhige Glück, den Seelenfrieden des Gläubigen nicht mehr zu erschüttern vermag: Ihm, der zu dieser höchsten Stufe der Selbsterkenntnis sich erhoben hat, — was ist ihm denn noch sein kleines Ich und dessen Befinden? Längst steht es ihm nicht mehr im Mittelpunkt des Interesses; es ist ihm nur noch ein Werkzeug in Gottes Hand, bestimmt, die hohen Weltzwecke zu fördern. Dem Ruhme Gottes bringt er sein Wohlsein zum Opfer dar. Die einseitig dem Eigenwohl oder selbst schon dem Gemeinwohl zugewandte Fürsorge wird als Sünde empfunden; als die Erbsünde, die überwunden werden muss und erst da überwunden ist, wo alles selbstische und alles menschenfreundliche Bestreben aufgehoben ist in religiöser Gesinnung, durch sie nicht vernichtet, sondern verklärt. Gewiss, der Mensch soll kämpfen um seine Existenz und schlau den Vorteil nützen; er soll auch seine Pflicht thun im Dienste der Gesamtheit und freundlich sich an den Menschen reihn; aber beides soll er thun im Aufblick zu Gott. Darin eben liegt das Wesen der Heiligkeit im Gegensatz zu weltlichem Sinn, dass der scheinbare Widerspruch zwischen Egoismus und Nächstenliebe hier sich auflöst in der Liebe zu Gott.

In diesem Zusammenhang gewinnt das Leiden auch eine tiefere Bedeutung. Nicht nur, dass es den Frieden des Heiligen nicht stört — ihm hat es positiven Wert. Darin findet er die Bedeutung allen Übels, dass es zur Demut und Geduld erzieht, dass es mit Gewalt die sündhafte Selbstsucht und Selbstverherrlichung und den rein auf Irdisches gerichteten Sinn des natürlichen Menschen bricht. Es lässt das geliebte Ich und die Güter der Welt in ihrer ganzen Ohnmacht und Geringfügigkeit

erscheinen und weist uns so darauf hin, Trost und Ruhe zu suchen in der Anbetung des Höchsten, der allein ewig und unvergänglich und wahrhaft würdig ist allen Dienstes und aller Verherrlichung: „Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te.“ Eben dies ist auch der gute Sinn des freiwilligen und absichtlichen Leidens, all jener Bussübungen und Kasteiungen, die von den Religionen ihren Gläubigen als „gute Werke“ anempfohlen werden, ihre Heiligkeit zu fördern.

Erst aus dieser Denkweise, die das Einzelleben aus dem Zusammenhang des Weltganzen heraus bestimmt, fliessen nun die reinsten und edelsten sittlichen Motive stolzester Selbstachtung und doch hinwieder selbstlosester Anteilnahme an des Nächsten Geschick; ernster, schamvoller Mässigung aller niederen Triebe und idealer Begeisterung für die höchsten, geistigen Lebensaufgaben der Menschheit. Kein Zufall ist es, wenn von je in Zeiten religiösen Verfalles auch ein Verfall der Sitten beobachtet wird, während eine kräftige, herzinnige Religiosität immer auch eine sittliche Erhebung zur Folge hatte.

Die Natur bringt das Leben hervor. Wozu? Gleichviel! Aber um dieses Zweckes willen brachte sie unter anderem auch mich hervor. Darum muss ich denken, dass der Schöpfer mich braucht, dass ich ihm als Werkzeug notwendig und unentbehrlich bin, solange er mir denn die physische Kraft zum Leben belässt. Und so ist es auch durchaus nicht gleichgültig, ob ich bin oder nicht; mein Leben ist sehr wertvoll, Gott bedarf dessen, die hohen Weltzwecke zu fördern. Drum ist es meine heiligste Pflicht, mich ihm zu erhalten und zu kämpfen ums Dasein bis zum letzten Atemzug; der abscheulichste Frevel wäre es, zu verzagen, zu verzweifeln und im Selbstmord sich den Mühen des Lebens zu entziehen. Wohl sind wir nur ein kleines Rädchen im grossen Getriebe des Alls: Aber bricht auch nur das kleinste Rad, so ist der Gang des ganzen Uhrwerks gestört.

In diesem Hochgefühl eigenen Wertes darf ich indessen nicht vergessen, dass nicht durch mich allein die Natur ihre Zwecke erreichen soll noch kann, sondern durch die grosse Gesamtheit meiner Mitmenschen, durch das Zusammenwirken aller. Denn diese alle hat sie hervorgebracht, wie sie mich hervorbringt.

Solche Erwägung lässt mich das Leben meiner Mitmenschen achten, ihr freies Thun und Treiben respektieren, auf ihren Willen Rücksicht nehmen, denn das alles ist so notwendig und so wertvoll, wie mein eigenes Leben. Gewiss, Gott will es, dass wir uns miteinander in eine Rechtsordnung fügen, denn dadurch erst wird unser Zusammenwirken möglich und fruchtbar; sein Wille ist es, dass störende Elemente, die sich nicht in die so geregelte Arbeitsgemeinschaft einfügen wollen (gleich, aus welchen Ursachen dies vielleicht erklärlich und entschuldbar scheint) — dass solche um des höheren Zweckes willen zur Ordnung gezwungen, wo nötig, ausgeschieden werden. Ja, wenn es erst das Znsammenwirken der Menschen ist, durch das des Lebens Zweck sich erfüllt, so erscheint nun freilich jene edelmütige Gesinnung als vernunftgemäss und nicht mehr bloss aus blinden Gefühlen quellend, die das Eigenwohl dem Gesamtwohl unterordnet, ja für dieses im Notfall zu opfern bereit ist. Aber noch vielmehr scheint jetzt recht, natürlich und vernünftig: Wenn ich bedenke, wie die eine, selbe Schaffenskraft in allen Wesen zu gleichem Endzweck arbeitet, wie in mir, so wird mir eines jeden Dichten und Trachten äusserst interessant. Finde ich doch in allen nur mich selbst wieder, fühle ich mich doch mit aller Menschheit innerlich verwachsen zu einem grossen Gesamtleben. Ein Wesen sind wir alle, viele Blüten an einem Baum: es ist ja dieselbe Urkraft, die in uns allen sich schöpferisch offenbart. Nicht zwei sind wir, Du und Ich, nein, in Wahrheit ein Geist, ein waltender Wille, der hier wie dort in mancherlei Formen thätig ist; eine allbelebende Macht, die alle Dinge durchwirkt. „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Herr. Und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allem.“ „Aus ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge“, . . . „in ihm leben und weben und sind wir“. „Gott ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.“ Ist dieses Bewusstsein in uns lebendig, so findet in ihm das Denken den vernünftigen Grund auch für die selbstloseste, opferfreudigste Liebe und für die Gefühle des Mitleids und Erbarmens; so fest und sicher scheinen sie jetzt begründet, dass auch das freieste Nachdenken sie voll

und ganz als vernunftgemäss anerkennen muss, während sie auf der ersten Stufe des Bewusstseins als Thorheit und Schwäche gelten, auf der zweiten aber nur als dunkle Instinkte auftreten. Darum stellt auch ein Christus das Gebot der Nächstenliebe unmittelbar zusammen mit dem der Gottesliebe und folgert die rechte Gesetzeserfüllung aus der Liebe zu Gott. Derselbe Gedanke liegt zu Grunde, wenn Korporationen ihren Bund durch heilige Eide befestigen und so auf den festen Boden der Religion stellen.

Und wie echter Stolz und selbstloser Sinn erst aus religiöser Denkweise hervorgehen, so vor allem auch jene zarteste Blüte sittlicher Kultur, jenes heiligste Gut des Menschen, dem er all seine Würde verdankt: Schamvolle Mässigung aller fleischlichen Begier und ein reiner, keuscher Geist, der, vom ἔρως bewegt, alle leiblichen Güter gering achtet gegen die idealen Freuden lichter Erkenntnis der Wahrheit und seliger Anschauung des Schönen.

Die Natur bringt das Leben hervor — die weltdurchwebende Schaffenskraft drängt und treibt zur Beseelung überall. Wozu das? Was erreicht sie dadurch? Was ist es neues, das vordem noch nicht vorhanden wäre, das in der belebten Natur erst erwacht und in ihrer höchsten Blüte, im Menschen, zu immer grösserer Klarheit und Bestimmtheit gelangt, immer reicher sich entfaltet? Was sonst, als dies: Wissen von der Welt, durch sinnliche Wahrnehmung vermitteltes Bewusstsein! Ohne Zweifel, Erkenntnis, Einsicht wird in der Welt durch das Leben hervorgebracht. Wozu also bin ich da? Was soll ich auf Erden? Doch wohl den Prozess des Bewusstwerdens fördern helfen, so weit ich vermag! Mehrung unserer Einsicht, — beides, Vertiefung und Bereicherung unserer Erkenntnis und das Bemühen, all die hohen Ideen, die den Menschengeist bewegen, in harmonischen Formen anschaulich darzustellen, — kurz, freudige Teilnahme an den hohen Gütern menschlicher Kultur, das ist des Lebens höherer Zweck. Wer nicht unmittelbar schöpferisch an dieser Geistesarbeit mitwirken kann, der vermag ihr doch mittelbar zu dienen; denn alle Berufsarbeit, sofern sie für das Gesamtleben der Menschheit notwendig und unentbehrlich ist, auch die aller einfachste, ist ebendadurch indirekt auch den hohen Zielen förderlich, um

derentwillen dieses Leben da ist. Der religiöse Mensch schöpft aus dieser Betrachtung eine Berufsfreudigkeit, wie sie selbst dem edelmütigen fremd ist, der an das Wohl der Menschheit denkt; geschweige gar dem Egoisten, der nur den eigenen Gewinn abwägt; denn er fühlt, dass er für die Ewigkeit arbeitet.

Ein Wandel „im Geist und in der Wahrheit“: eine Denkungsart, die den irdischen Gütern nur in dem Sinne Wert beimisst, als sie dienen, das Leben für reine, freie Geistesarbeit frisch und gesund zu erhalten; das ist die schöne Frucht solchen Sich-klarwerdens über die geistige Abzweckung des Lebens. Und allein in dieser Erwägung findet die kritisierende Vernunft den zureichenden Grund für die sittliche Forderung, sinnliche Begierden zu mässigen und mit dem Schleier der Idee zu verhüllen; ja aller Lebensthätigkeit, auch der leiblichsten, geistlosesten, eine geistige Bedeutung unterzulegen. Die blosse, philiströse Rücksichtnahme auf die Gesundheit reicht nicht hin, um jene völlige Durchgeistigung des Menschenlebens zu erzielen und zu begründen; überhaupt, eine Betrachtungsweise, die das Menschenleben noch für sich allein ins Auge fasst, abgetrennt von dem Hintergrunde der schaffenden Gottheit, wird eher geneigt sein, beides, leibliche Triebe und geistige Bedürfnisse, zu koordinieren, oder gar das Geistige nur als Mittel zur Selbsterhaltung dem Leiblichen unterzuordnen. Ist nicht die moderne Richtung, die sich mit Unrecht „Naturalismus“ nennt, hierfür das deutlichste Beispiel? Nur blinde Triebe gelten ihr als natürlich, und die bändigende Idee, alle Zucht des Geistes, wird als Künstelei verworfen; als „Herdenwitz“, der nach Sudermann „mit lähmenden Satzungen der Allmutter Natur ins Handwerk pfuscht“. Ich dächte, dass der Mensch Ideen bildet und durch diese sein Verhalten bestimmt, also sein Triebleben ihnen gemäss zu zügeln sucht, gehört ebenso zu seinem „natürlichen“ Wesen, wie das Triebleben selbst. Kultur ist nicht Unnatur, nein, die edelste Blüte aller Natur! Die goldene Zeit, da Kultur noch gar nicht war, spukt nur im Hirn von Phantasten; der Historiker weiss nichts von ihr.

Das Schamgefühl ist es, darin jener keusche Sinn instinktiv wird und lebhaft sich bewährt; jene echte Scham, nicht Prüderie, die verwerflich ist, weil sie unwahr ist und hinweglügen möchte,

was die Natur nun doch einmal in uns legte. Ich rede von jenem keuschen, jungfräulichen Sinn, der mit Ekel sich abwendet, wo tierische Triebe, dem Zügel des Geistes entronnen, roh und sinnlos sich austoben; der mit edlem Anstand meidet, was der Beziehung auf reine Ideen entbehrt; der, mit steigender Kultur sich verfeinernd, mehr und mehr das Nackte zu verhüllen strebt, wo es nicht durch Miene und Gebärde unmittelbar das Spiel der Gedanken verrät. Mit schöner Symbolik erhebt er die unvermeidliche Befriedigung rein leiblicher Bedürfnisse, soweit sie nicht zu verbergen ist, zum Sinnbild einer Idee und weiss sie hierdurch aus dem Reich der Natur in das Reich der Gnade, des Geistes zu versetzen.[1]) So empfinden wir es als unpassend, auf der Strasse, in der Öffentlichkeit, zu essen und zu trinken; aber beides wird uns im Gastmahl, da wir gemeinsam mit lieben Genossen von einer Speise essen, von einem Tranke geniessen, zum Sinnbild freundschaftlicher Verbrüderung, zum sichtbaren Zeichen innigen Sich-vereint-fühlens zu einem Gesamtwesen: Und in diesem Gefühle erstirbt jene Scheu, sind wir doch nun Glieder eines Lebensganzen. Derselbe Gedanke macht sich noch viel energischer geltend in der Ehe, um den klaffenden Widerspruch zwischen Schamgefühl und leiblichem Begehren zu versöhnen: Nicht mehr nur als äusserliche, natürliche Funktion, nicht nur zur Befriedigung fleischlicher Lust, noch auch mit der bewussten Absicht, Kinder zu zeugen, wird hier die geschlechtliche Vereinigung vollzogen; vielmehr gilt sie als Mittel innigsten Verwachsens zweier Wesen miteinander, an Leib und Seele, zu einem vollkommneren Wesen. Beide, Mann und Weib, fühlen sich in einer rechten Ehe ganz und gar als ein Wesen, als ein Mensch, als ein ganzer Mensch; eheliche Liebe nennen wir dies Gefühl, das seiner Natur nach nur einen unauflöslichen Bund begründen kann. Und durch sie verliert sofort das Schämen allen Sinn; denn einer wird sich nicht vor sich selbst schämen.[2]) —

---

[1]) Ohne Zweifel giebt es Augenblicke, da ein gesunder Sinn plötzlich all' diese Bedenken beiseite wirft; wo ein wahres, echtes Schamgefühl von selber schweigt, weil es nicht am Platze ist.

[2]) „Schämen" — hier immer in dem Sinne der Scheu vor dem Nackten, roh Tierischen verstanden.

Es ist etwas Herrliches, dieser reine, keusche Sinn, der bis zu mönchischer Entsagung sich steigern kann, wo ein höherer Beruf das zu fordern scheint. Nicht Verwerfung der irdischen Güter, nicht Ausrottung der fleischlichen Triebe ist das Zeichen des geistigen Menschen, aber Geringachtung derselben, Unterordnung alles dessen als blosser Mittel unter höhere Lebenszwecke, die durch sie erreicht werden sollen. Der wahrhaft religiöse Mensch erstrebt diese Dinge, doch nicht um ihrer selbst willen; nicht der äussere Besitz und die Lust und die Ehre des eigenen Ich oder auch das Wohl der Menschheit als solches ist der Zweck, darum er lebt: das alles stellt er in den Dienst Gottes, und er weiss, dass redliche Arbeit zu Gottes Ehr ihm jene Schätze, soweit sie ihm not, von selbst verschaffen wird. Drum „trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Und nicht aufhören soll ein gesunder, praktischer Verstand, der schlau den eigenen Vorteil wahrzunehmen weiss, — rät doch selbst ein Christus: „Seid klug wie die Schlangen — und ohne Falsch wie die Tauben"; nicht aufhören sollen jene hochadligen Tugenden, Ehrgefühl und Edelmut, denen die Menschheit so stolze Güter verdankt; aber aufgehoben sollen sie werden in der religiösen Idee, aufgehoben und aufbewahrt darin und erhoben und verklärt durch den Weihespruch: „in maiorem dei gloriam". — Der Egoist wird unserer Betrachtung entgegenhalten: „Was kümmern mich die hohen Weltzwecke? Was habe ich davon, dass sie dereinst vielleicht erreicht werden? Und was schadet es mir, wenn ihre Verwirklichung durch mein Verhalten erschwert wird?" Ihm würde man treffend erwidern: „Darin eben liegt des Menschen reinstes Glück, dass er seine natürliche Bestimmung voll erfüllt. Das Gefühl innerer Befriedigung, das nur aus einem solchen Leben erwächst, das eben ist es, was wir davon haben, wenn wir so leben, wie es den Naturzwecken gemäss ist. Ein anders eingerichtetes Leben ist widernatürlich und wird der unendlichen Übermacht des Schöpfers schliesslich erliegen müssen; ein dauerndes Glück kann es nicht begründen, nur ein ruheloses Hin- und Herschwanken vom Vergnügen zur Verzweiflung, von der Lust des Geniessens zum Jammer des Überdrusses. Freilich — „der Genuss mag ja kurz sein, aber

er ist ja doch so wonnevoll“ — so hallt es zurück von lüsternen Lippen; und wir wenden uns ab: Hier hört jede Verständigung auf, denn hier hört die Vernunft auf.

---

5. Nachtrag.

Im Vorigen begnügte ich mich, die Idee des einheitlichen Weltzusammenhanges, des einen alldurchdringenden, alllebendigen, allwirkenden Göttlichen, wie es alles Körperliche und alles Geistige in sich aufhebt, oder umgekehrt, aus sich heraussetzt, diese Gottesidee als das letzte Ziel aller Denkarbeit zu bezeichnen. Unser begriffliches Denken ist nun einmal so angelegt, das es so lange unbefriedigt ist, als ihm noch mehrere getrennte Gebiete des Wirklichen unvermittelt nebeneinander bestehen; und da es selbst doch schliesslich auch nur ein Teil, eine besondere Leistung des Wirklichen ist, so kann es keine Forderung enthalten, die nicht der Wirklichkeit auch angemessen wäre.

Ehe ich jetzt zum zweiten Teile unserer Betrachtung übergehe[1]), will ich, der Vollständigkeit halber, versuchen, in möglichst allgemeinverständlicher Form eine empirische Beschreibung des Weltzusammenhanges zu geben. Des Genaueren sei auf meine Broschüre „System der formalen und realen Logik“ (Berlin, Dümmler, 92) verwiesen; was ich hier nur andeuten kann, suchte ich dort wissenschaftlich zu entwickeln und zu begründen.

a) Analysis.

„Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist“, — dieser Satz gehört seit Kant zum Glaubensbekenntnis der gebildeten Welt. Nur die äussere Erscheinung der Dinge ist nach dieser Lehre unserer Erkenntnis zugänglich; ihr inneres Wesen bleibt uns verborgen. Wir erfahren nur, wie sie auf uns wirken, nicht, wie sie an sich sind.

Letzten Endes wurzelt diese Ansicht in der herrschenden Vorstellung von der Erfahrung als einer Wechselbeziehung zwischen unserer Vernunft und gewissen äusseren Dingen. Ist sie das wirklich, so schwebt sie eben zwischen diesen beiden

[1]) Vergl. S. 60.

Polen, ohne sie selbst wirklich in sich zu befassen: Beide, das Ich, wie es abgesehen von seiner Erfahrungsarbeit an sich ist, und auch die Dinge, wie sie abgesehen davon, dass sie uns erscheinen oder erfahren werden, an sich sind, bilden dann für die Erfahrung selbst Grenzgebiete, bis an die heran sich alle Erfahrung erstreckt, die sie jedoch niemals erobern und in sich hineinziehen wird.

Ist es nun gewiss, dass all unser Wissen letzten Endes allein aus der Erfahrung fliesst; ist es, wie schon Dante weiss, die

„Erfahrung, der als seiner ersten Quelle
„Jedweder Strom der Wissenschaft entwallt",

so müssen wir fragen: Woher wissen wir denn von jenem Ansichsein der Dinge? Wenn dasselbe jeder Erfahrung so gänzlich unerreichbar wäre — wie käme dann schon das Kind im ersten Lebensjahre zu der Überzeugung, dass z. B. das Haus dort nicht nur da ist, weil und so lange es hinsieht, sondern dass sein Hinblicken für die blosse Existenz des Hauses an sich völlig gleichgültig ist? Oder woher stammt uns die Überzeugung, dass die Personen um uns her nicht nur Traumgebilde unserer Einbildungskraft sind, sondern dass sie unserem eigenen, wahrnehmenden Ich als ebenso wirkliche, selbständige Ichheiten gegenüberstehen? Es muss doch wohl innerhalb der Erfahrung selbst neben der Wahrnehmung und Einbildung, noch etwas Anderes vorhanden sein, das wir dann als das Wirkliche in den Dingen von ihrer Erscheinung in der Wahrnehmung und von ihrer Idee in der Einbildung unterscheiden. Dieses ist nachzuweisen.

Setzen wir also fest: Es ist nur Erfahrung und nichts ausser ihr; und suchen wir das Enthaltensein aller Dinge (nicht nur als Erscheinungen und Vorstellungen, sondern drittens auch als von unserer Ichheit unabhängige, ihr gegenüber wirkliche Existenzen) in dem hiernach allgemeinsten, allumfassenden Sein der Erfahrung zu beschreiben.[1])

[1]) Avenarius stellt sich auf denselben Standpunkt, schreitet aber meines Erachtens zu früh zum Beschreiben und Registrieren der einzelnen Erfahrungsinhalte, statt zuvor die Gesamtthatsache des Erfahrens selbst zu beschreiben, welches grade das eigentlichste Geschäft der Philosophie ist.

Was meinen wir denn, wenn wir eine Sache als „wirklich“ bezeichnen? Genügt es, dass wir sie sehen? Das kommt auch im Traume vor oder könnte Sinnestäuschung sein. Genügt es, dass wir eine Vorstellung davon haben? Erst recht nicht. Das blosse Sehen enthüllt mir nur die äussere Erscheinung, und das Vorstellen liefert mir nichts als eine Idee von der Sache. — Ja, aber was mache ich denn, um mich zu überzeugen, dass der Tisch hier kein blosser Schein, dass er mehr als ein Phantom, dass er wirklich da sei? Nun, ich greife zu: und greife ich ins Leere, fährt meine Hand widerstandslos dahin, so ist nichts wirklich da und alles Einbildung und lauter Schein; stosse ich aber auf Widerstand, fühle ich mein Wollen gehemmt und eingeschränkt, dann erst und nur dann erkenne ich ein Wirkliches an. Trefflich Schelling: „Dass etwas ist, erkennt man nur an dem Widerstand, den es entgegensetzt.“ Allgemeiner: dass eine Sache, die wir uns vorstellen und wahrnehmen, unserem Willen (ganz und gar oder doch in irgend welchem Grade) nicht unterworfen, sondern ihm gegenüber selbständig sei, — dass sie die Macht habe, unserem Wollen unter Umständen ein Stein des Anstosses zu sein und uns zu behindern, — dass sie jedenfalls, wenn nicht gegen, so doch ohne unsere Anstrengung existiere — dies eben meinen wir, dies allein wollen wir zum Ausdruck bringen, wenn wir die Sache als etwas Wirkliches bezeichnen. Schon im Worte liegt diese Beziehung zum Willen ausgeprägt; denn „Wirklichkeit“ kommt von „Wirken“ her.

Dreierlei also macht das Ganze der Erfahrung aus: Die äussere Anschauung, das Begreifen, endlich das innere Gefühl des Wollens und Gehemmtseins. Und die drei sind nicht unabhängig nebeneinander, sondern das Begreifen und Empfinden stellt sich dar als Folge und Nebenerscheinung jenes Dritten, das somit allein das wahrhaft Wirkliche ist. Denn jeder ist sich des begrifflichen Denkens als einer Leistung seines Willens bewusst[1]); und die Affekte, die Gefühle von Lust und Unlust, lassen sich leicht als Empfindungen von Förderung oder Behinderung im Willensleben, von Erfüllung oder Vereitelung unserer Wünsche begreifen.[1]) Die äusseren Sinnesempfindungen

[1]) Vergl. meine Logik S. 42—53.

endlich erweisen sich als Wechselwirkung des Willens mit der äusseren (d. h. ihm gegenüber selbständigen) Wirklichkeit[1]): Hängen sie doch von beiden zugleich ab. Es fliesst zwar nicht aus meinem Willen, ob ich höre, sehe, rieche, schmecke, Wärme und Kälte empfinde u. s. w.; aber doch ist das Auftreten all' dieser Eindrücke auch nicht von dem jedesmaligen Verhalten des Willens gänzlich unabhängig: Durch bestimmte Innervationen (Schliessen der Augen) kann ich wie mit einem Schlage alle Lichteindrücke verschwinden machen; durch etwas kompliziertere Massnahmen auch die des Schalles, die Geruchsempfindungen u. s. w. Die entgegengesetzten Manipulationen sind erforderlich, damit jene Empfindungen wieder auftreten können; nur reichen sie allein nicht hin, indem sie unter Umständen die gewünschte Wirkung nicht haben: Die Willensthat, die mir das eine Mal blitzartig schnell alle Lichteindrücke hervorzaubert, bleibt ein zweites Mal erfolglos; ich sage, damals war Tag, jetzt ist Nacht, und ob Tag sei oder Nacht, steht nicht bei mir. —

So ist es: Nicht eitel Sinnenschein ist die Erfahrungswelt, durch Begriffe und Sätze wohl zusammengefasst zu einheitlichem Bau — ein toter, kalter, gespenstiger „Schein". Nein, da hindurch wirket, Leben atmend, Leben und Wirklichkeit spendend, ganz etwas anderes, als leere Empfindung ohne Wesen und Gehalt, ohne Saft und Kraft — ein anderes auch, als ödes, trockenes Sinnen und Grübeln und Träumen und Wissen: Der Wille in seinem Widerstreit gegen ein ihm gegenüber Selbständiges, durch ihn nicht Bedingtes. Und in dieser Entgegensetzung allein liegt der Kern aller Realität, da ja das Begreifen und Empfinden nur eine Folgeerscheinung derselben darstellt. Und eben dadurch, dass die Sinnesempfindungen nur zum Teil von unserem Willen abhängen, zum andern Teile ein ihm gegenüber selbständiges Sein verraten, dadurch gerade kommen wir zu der Aussage, dass die Dinge, abgesehen von ihrer Erscheinung im Empfinden und Begreifen, noch ein Sein an sich selbst haben; ein Sein, das da nicht erst durch die Willensthat Wahrnehmung entsteht, noch mit ihr zu schwinden braucht.

---

[1]) Vergl. meine Logik S. 42—53.

Dies das „Ding an sich“. In zweiter Linie erst ist es uns äusserer Anlass der Sinnesempfindungen, als welcher es von Kant allein betrachtet wird; im Grunde ist es viel mehr als das. Und von einer Unbegreiflichkeit desselben ist uns nichts bewusst, vielmehr ist es uns mit mächtiger, aufdringlicher Realität (als Gefühl des Wollens und des Gehemmtseins!) unmittelbar und leibhaftig in innerer Anschauung gegenwärtig. Das Erfahren als das Gefühl der Entgegensetzung des Willens und des Widerstandes des inneren Triebes und eines diesem gegenüber Selbständigen, das sich ihm nicht fügt, ja ihn stört und übermächtig niederzwingt im Schmerz: dies erste und gewisseste, das eben ist die Bewusstseinsthatsache, die der Begriff des „Ding an sich“ bezeichnet. Ein blosser Sinnenreiz ohne jede Beziehung auf den Willen — ein Gedanke, der nicht als Grund, Zweck und Überlegung mit dem Willen oder dem ihm äusseren Dasein zu thun hat: All das bleibt uns leerer, wesenloser Schein und eitel Träumerei; dergleichen führt uns nun und nimmer dazu, die Vorstellungen auf eine von ihnen unabhängig und an sich selbst existierende Aussenwelt zu beziehen. Aber wo die Sinnenwelt dem Willen nicht nachgiebt; wo sie ohne, ja gegen denselben sich ändert; wo der Wille in ihr gehemmt wird und Widerstand findet; wo er sich anstrengt und zurückgehalten wird; wo er Druck- und Schmerzgefühle zu beseitigen sucht; — kurz, wo ein Kampf entbrennt zwischen dem Wollen und dem ihm gegenüber selbständigen Gebiet innerhalb der Erfahrung: Da überall und allein da entsteht die Beziehung der Vorstellungen und Empfindungen auf eine Aussenwelt; nur da ist Wesen und Wirklichkeit.

Das dem Willen gegenüber Selbständige nennen wir Stoff, wo es eine von ihm eingeleitete Veränderung aufhält und hindert; Kraft, wo wir ohne, ja gegen unseren Willen gewisse Veränderungen sich abspielen sehen. Die Einheit der Materie und der Kraft ist die Natur; also ein anderes zu sein dem Wollen, dies bildet das wahre Wesen der Natur, mag sie nun als Materie oder als Kraft betrachtet werden. Auch unsere naturwissenschaftliche Theorie abstrahiert ja von aller sinnlichen Qualität; sie sucht in der reinen Körperlichkeit, in der Raumerfüllung, das Wesen

der Materie: Und den Raum erfüllen, Raum einnehmen, das heisst ja nur, anderes von sich ausschliessen und nicht in sich hineinlassen, ihm also, wo es etwa eindringen möchte, Widerstand leisten. Die Anschauung ist eben Raumanschauung, sofern sie die Thatsache der Undurchdringlichkeit, des sich Ausschliessens enthält; dass z. B. die Dinge, die wir wahrnehmen und uns vorstellen, räumlich ausser uns seien, besagt nichts, als dass sie unserem Willen als ein anderes, von ihm ganz oder teilweise Unabhängiges gegenüberstehen.[1])

Liegt das Wesen der Natur grade in ihrer Selbständigkeit dem Willen gegenüber, so müssen wir auch umgekehrt der Naturkraft und der Materie gegenüber das Wollen als davon unabhängige, freie, selbständige Macht anerkennen. Wenn die herrschende Meinung dasselbe als Produkt der Naturkräfte zu begreifen strebt, so ist das einfach ein Denkfehler, entsprungen aus gänzlicher Unklarheit über den wahren Ursprung des Kraftbegriffes: Kein Wunder, wenn all solche Versuche schliesslich mit dem offen ausgesprochenen „ignorabimus“ Du Bois-Reymonds geendet haben. Dass unsere Handlungen in jedem Falle Konsequenzen unserer Vorstellungen und Seelenstimmungen, diese aber diejenigen der äusseren Eindrücke sind, hier also eine strenge Kausalreihe vorliegt, ist zweifellos, widerspricht aber dem Begriffe der Willensfreiheit nicht: Denn diese bedeutet eben nicht Ursachlosigkeit der einzelnen Handlung (das wäre ja grund- und zweckloses, rein blödsinniges Handeln!); sie besagt, dass der Wille selbst nicht von der umgebenden Natur ursächlich bedingt ist, sondern als selbständige Ursächlichkeit neben dieser steht und mit ihr zusammen die Handlungen bestimmt.

Dieser der Natur gegenüber freie Wille bildet nun das Wesen der Seele mit ihren Gefühlen, Sinnesempfindungen und Gedanken; der Leib endlich gehört der Natur und dem Willen zugleich an. So ist jetzt alles Dasein als mannigfache Form des einen Inhalts, des inneren Gefühls der Entgegensetzung von Wille und Hemmung erwiesen: Dasein eben nennen wir den Erfahrungsinhalt, sofern

[1]) In meiner Logik habe ich die Grundprobleme der Mechanik eingehend erörtert (pag. 53. ff); vgl. auch meine Abhandlung darüber in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift (VII. Bd. No. 49).

er Natur und darin Ich mit Leib und Seele ist. Soweit er erst im Streite des Willens mit dem Widerstande sich entwickelt, heisst er ein Gemachtes; und zwar ist das Gemachte eine Wahrnehmung oder ein Werk, je nachdem die Natur dem Willen oder der Wille der Natur sich aufdrängt. Entwickelt sich endlich ein Erfahrungsinhalt im Willen allein, ohne sich zum Werke auszuprägen, so heisst er Einbildung oder Phantom.

Hat uns nun unsere Betrachtung irgendwie über alle Erfahrung hinausgeführt? Ganz und gar nicht! Innerhalb derselben fanden wir ja das Ich wie das Ansich-sein der Dinge als Teilgebiete einander gegenüber. Und dieses innere Gefühl der Entgegensetzung des Wollens und Widerstand Findens ist uns die eine Grunderfahrung, aus der sich aller sonstige Erfahrungsgehalt als Folge logisch entwickelt. Das allein wahrhaft Wirkliche, das Innere der Natur, das Wesen der Dinge finden wir mit Heraklit im Widerstreit sich ausschliessender Mächte, im Gegensatz undurchdringlicher Teile, wie er zunächst in der Entgegensetzung des Wollens und des ihm gegenüber Selbständigseins offenbar wird. Das Sinnliche an den Dingen, die sinnliche Erscheinung kommt erst durch das Zusammenwirken des Willens mit der äusseren Wirklichkeit zustande. In dem Umstande übrigens, dass der Wille in der Natur ein anderes, ihn Einschränkendes sich gegenüber hat, würde eine pessimistische Stimmung des Gemüts nur dann feste Begründung finden, wenn dadurch die Befriedigung ausgeschlossen, ein Überwinden und Beseitigen von Hemmnissen unmöglich würde. In Wahrheit wird dies nicht behauptet und kann angesichts der Thatsachen auch nicht behauptet werden. Und so gilt vielmehr der Satz: Deshalb, weil Wille des Menschen Wesen ausmacht, ist das Bekämpfen und Überwinden von Hindernissen, das Ringen mit der widerspenstigen Wirklichkeit (um ihr gewisse Formen aufzuzwingen), — kurz, ist **Arbeit,** nicht müssige Ruh, des Lebens Inhalt, des Lebens Glück! —

Was aber nicht erst dem Widerspiel des Willens und der Naturkräfte als Folge entspringt, sondern dadurch nur mannigfach modifiziert wird, — was also auch ohne ihn wäre und von

vornherein ihm beiwohnt, gleichsam als das Element, darin alles Weltgetriebe sich abspielt, wie im Wasser der Wellenschlag: Dies ist das Fühlen, das Innewerden, das Bewusstsein.

Man könnte versuchen, das Bewusstsein ebenfalls als Produkt der Entgegensetzung aufzufassen. Indem man nämlich, halb unbewusst, einen Vergleich anstellt mit dem mechanischen Vorgang der Reflexion, des Zurückprallens, so gelangt man wohl zu der Vorstellung, als müsse das Streben an seiner Hemmung auf sich selbst zurückprallen. Und indem man weiter dieses angeblich auf sich selbst zurückgewandte Streben mit Selbstbetrachtung, Innewerden seiner selbst, Selbstbewusstsein verwechselt, so kommt man denn schliesslich zu dem gewünschten Ergebnis. Selbst tiefere Denker haben sich durch diese geschickte Verbindung unklarer Gedanken und bildlicher Vergleiche täuschen lassen, und so begegnen wir in der neueren Philosophie wiederholt dem Versuche, aus dem Aufprallen des Willens auf Widerstände das Zustandekommen des Bewusstseins zu erklären. Dem Leser wird das Haltlose der ganzen Überlegung deutlich geworden sein; lässt man dem Willen nicht von vornherein ein wenn auch noch ganz dumpfes, unbestimmtes Fühlen beiwohnen, ein unmittelbares und noch ganz unklares Bewusstsein, so ist es völlig unverständlich, wie das Widerstandfinden nun mit einem Male ein bewusster Akt sein soll, ein Empfinden des anderen als eines Hemmenden und ein Gefühl eigener Begrenztheit durch die Hemmung. —

b) Synthesis.

Bewusstsein also eine ursprüngliche Eigenschaft des Wirklichen! Wohl wird es erst durch die Entgegensetzung des Einzelwillens und der Natur in ihm zu einzelnen gesonderten Sinnesempfindungen, Gefühlen und Gedanken umgeformt, nicht aber selbst erst neu erzeugt. Ein allgemeines, gleichförmiges Fühlen, ein unmittelbares, göttliches Schauen, Wissen, Innewerden bildet daher den allumschliessenden Raum, darin, vermöge einer ihm beiwohnenden Kraft der Entzweiung, der Entgegensetzung, alles Dasein und Geschehen sich abspielt. In seinem Schosse hegt es, eben durch jene ihm zugeordnete Schaffenskraft, die

Materie, die Gesamtheit sich wechselseitig ausschliessender Teile; zu diesen geht es auseinander; es ist in jedem einzelnen da als seine Substanz, und es bleibt doch auch über ihnen als das Allgemeine, Alldurchdringende, Allumfassende; wie auch unsere Vernunft zugleich in jeder ihrer Vorstellungen da ist und doch auch über ihnen als sie alle bergende und gestaltende Macht. Und die ewige Schaffenskraft der Entzweiung, wie sie im Urbewusstsein die Materie setzt, bewährt in und über dieser ihre Allgemeinheit, indem sie der Gesamtheit aller Bestandteile ihre Anordnung vorschreibt: so ist sie bewegender Wille, und das Urbewusstsein selbst, sofern es nun auch die Gesamtheit aller Anordnungen in sich hegt, wird zur Zeit.

Die Bewegungssetzung kann in zwiefacher Weise geschehen. Das eine Mal wird die Gesamtheit aller materiellen Bestandteile als solche aufgefasst und von Anordnung zu Anordnung geführt. Der bewegende Wille in dieser Form, als Naturkraft, hat lediglich den Zusammenhang und die Ordnung des Weltalls, des grossen Ganzen, zum Ziel. Einzelnes, Einzeldinge enthält er nur, sofern sie die notwendigen und unvermeidlichen Bestandteile des jedesmaligen Gesamtzustandes der Natur bilden; ohne Widerstand werden sie preisgegeben, „aufgelöst", „zersetzt", „zerstört", „sie verwittern" u. s. w., sobald der veränderte Gesamtzustand der Materie eine andere Anordnung der bisher zu ihnen vereinigten Bestandteile bedingt. Im Gegensatz dazu ist der bewegende Wille als Naturtrieb gerade darauf aus, Einzelnes, begrenzte Gebilde, endliche Wesen, gegen die störenden Einflüsse der Umgebung zu erhalten; ohne Besinnen möchte er die eherne Ordnung des Universums durchbrechen, um das geliebte Leben in dem und jenem Einzelwesen zu retten. Im Organismus das Gleichgewicht gegen jedweden störenden Reiz wieder und wieder zu erneuern und die durch den allgemeinen Naturprozess ausgelösten Bestandteile des Leibes unermüdlich durch neu eingeführte zu ersetzen, dies des Naturtriebes eigentlichstes Sein, das er mit verzweifelter Energie verwirklicht. So ist **Kampf ums Dasein** des Lebens Inhalt und treibende Kraft.

Indem nun der höchste Wille zugleich in beiden (gegeneinander selbständigen) Formen sich bethätigt, indem der göttliche

Geist in beiden Personen sich auswirkt, so kommt durch die Reibung beider Mächte gegen einander, durch den Kampf, darin der Wille zum Leben seine Schöpfungen dem Naturweben abringt, eine Welt zustande, die in einzelnen ihrer Teile, den lebenden Wesen, zu sinnlich vermitteltem Bewusstsein erwacht. Denn nun kann es geschehen, dass der den Leib organisierende Wille in diesem seinem Bereiche auf äussere Störungen, auf Reize stösst, d. h. auf nicht durch ihn selbst, sondern durch die ihm fremde Naturkraft bedingte Bewegungen, die seinen Antrieben zuwiderlaufen und denen er beständig entgegenarbeiten muss. Solches Ankämpfen gegen die steten Hemmungen seines Wirkens wird sich in dem, wie gezeigt, allem Wollen ursprünglich innewohnenden Gefühle als Empfindung eines Äusseren als Konstatieren oder Anerkennen desselben darstellen: Und das eben ist ja sinnliches Empfinden. Dieses, durch die begreifende Thätigkeit des Einzelwillens verklärt, mit ihr verwebt, liefert das mittelbare Bewusstsein der lebenden Wesen, wie es im Menschen zur höchsten Entwicklung gelangt.

Das unmittelbare Bewusstsein, wie es durch die schöpferische Kraft der Entgegensetzung die Materie und durch widerstreitende Bewegungssetzungen die Natur in sich hat und als Gefühl individuellen Wollens und äusserer Eingeschränktheit allem weiteren Bewusstseinsleben jedes Einzelwesens zu Grunde liegt, — dieses selbst ist das tiefste, das ewige und schlechthin allumfassende Wissen. Und es ist ein vollkommenes, absolutes Wissen, dass jede Spur von Unsicherheit ausschliesst, da es in jeder Sache selbst vorhanden und gegenwärtig ist. Auch alles zukünftige Geschehen, alles was der weltbewegende Wille als Kraft oder als Trieb und Einzelwille je verwirklichen wird, ist mit dem Willen selbst, dem es ja als Ziel des Wollens implicite innewohnt, von Ewigkeit zu Ewigkeit im unmittelbaren Allbewusstsein gegenwärtig. So ist es ein lichtes Hellsehen, überräumliche und überzeitliche Allwissenheit.

Ganz anders steht es mit unserem sinnlich-vermittelten Wissen: Umfasst es doch nicht die wirklichen Dinge selbst, sondern nur sinnliche Eindrücke als Zeichen dafür, dass solche Dinge existieren. Das für uns mögliche Erkennen ist daher immer nur ein Deuten

dieser Zeichen, das sich, nicht ohne mancherlei Irrtümer, der Wahrheit annähert. Auch ist ja immer nur ein kleiner Teil des Universums, nur die nächste Umgebung, in den sinnlichen Zeichen offenbar, und lediglich mehr oder minder unsichere Schlüsse führen über diesen beschränkten Gesichtskreis hinaus zu einer Ansicht des Ganzen. Dazu kommt noch ein Drittes: Die Willensthätigkeit selbst wird dem mittelbaren Bewusstsein verborgen bleiben müssen: Ist es doch nicht sowohl diese allein, als vielmehr erst der Widerstreit zwischen ihr und dem äusserlich bedingten Zustande, dem wir die Sinneswahrnehmung wie die Affekte (Lust und Unlust) entspringen sahen. Was uns von unseren Handlungen bewusst wird, das sind einerseits die Erwägungen, die wir zuweilen auf Grund früherer Wahrnehmungen als Vorbereitung und Leitfaden unserer Entscheidungen bilden, — andrerseits ist es das nachträglich wahrgenommene Resultat. Was dazwischen liegt, der Übergang von der inneren Überlegung zur äusseren That, oder innerhalb des Überlegens selbst von einer Vorstellung zur anderen, ist notwendig ein für uns gänzlich unbewusster Vorgang.

Ist so das sinnlich vermittelte Wissen dem unmittelbaren göttlichen Wissen gegenüber durchaus im Nachteil, so könnte die Entwicklung desselben, d. h. der gesamte Weltprozess, überflüssig erscheinen. Dem ist nicht so.

Das unmittelbar alles Sein einschliessende Urbewusstsein hat den Willen bereits als fertige Thatsache in sich — so, wie er eben mit all seinen Zielen durch sich selbst ist; daher kann es auch auf die Willensentscheidungen keinen Einfluss mehr üben. Das mittelbare Bewusstsein aber ist ein Produkt des Willens; es ist eine Modifikation des ursprünglichen Bewusstseins, die dem Kampfe des Naturtriebes mit der Naturkraft ihre Entstehung verdankt; es hat also den Willen selbst nicht in, sondern hinter sich, als dunklen Grund seiner selbst, darinnen es ruht. Daher ist es dem Willen unterthan, ist sein Besitz, den er sich zum Rüstzeug schuf; es ermöglicht ihm die Überlegung, die vorherige Erwägung der mannigfaltigen Möglichkeiten, wie ein Ziel verwirklicht werden kann, und die Auswahl der zweckmässigsten Mittel. Und der Gewinn, der sonach dem Willen aus

seiner weltbildenden Thätigkeit erwächst, bleibt nicht auf das einzelne Individuum beschränkt, auf das einzelne und vorübergehende Organ seines Wirkens; er ist von ewigem Wert. Um das zu verstehen, müssen wir jetzt den Prozess unseres sinnlich vermittelten Bewusstseinslebens näher beschreiben.

Das mittelbare Einzelbewusstsein, durch das sich die lebenden Wesen zu deutlichem, objektivem Wissen erheben, ist das durch begreifende Thätigkeit verklärte, mit ihr verwebte sinnliche Empfinden. Die eben vorliegende Gesamtheit sinnlicher Eindrücke zusammen mit dem ihr anschmelzenden Komplex begrifflicher Bestimmungen macht den jeweiligen Inhalt dieses Bewusstseins aus. Tritt eine neue, veränderte Gesamtheit sinnlicher Reize an die Stelle der alten, so macht jetzt diese samt dem zugehörigen Vorstellungskomplex den Inhalt des Bewusstseins aus und jene erste Gesamtvorstellung ruht in der Nacht des Unbewussten, bis in der Anschauung von Neuem ein Bild auftaucht, zu dem der eine oder der andere ihrer Bestandteile als bestimmender, einteilender Begriff hinzupasst. Alsdann tritt zunächst diese betreffende Teilvorstellung an das Licht des Bewusstseins zurück, und mit ihr auch die anderen, in gleicher Ordnung und Abfolge, wie sie zur Gesamtvorstellung des früheren (mehr oder minder ähnlichen) Anschauungsbildes verbunden waren: Denn nur in diesem Zusammenhang, nur als Bestandteil dieser Gesamtvorstellung war ja die betreffende Einzelvorstellung schon von der früheren Wahrnehmung her vorhanden. Gedächtnis nennen wir das mittelbare Bewusstsein im Hinblick auf das soeben beschriebene Schwanken der Grenze des von ihm erhellten Gebietes; und das Zurücksinken einer Vorstellung in das (für unser mittelbares Wissen) Unbewusste ist das Vergessen: Nicht also Vernichtung, Untergang des einmal Gewussten. Alles, was wir je gesehen, gehört u.s.w., ist als Gesehenes, Gehörtes, wie auch a posteriori die Erfahrung wahrscheinlich macht, für immer im Geiste aufbewahrt. Soll eine Vorstellung stets leicht ins Gedächtnis zurücktreten, so wird es darauf ankommen, sie durch Wiederholung, Übung in recht viele Gesamtvorstellungen aufzunehmen.

Sollte nun der Vorstellungsschatz des Einzelwesens durch den Tod desselben dem Willen verloren gehen? Hat ihn doch

nicht sowohl dieses Individuum geschaffen, als vielmehr der Wille selbst durch das Mittel der Individuation! Er bringt, als Trieb zum Leben, das Einzelwesen hervor, ein vorübergehendes Werkzeug, um sich sinnlich vermitteltes Wissen zu schaffen; in ihm also bleibt es auch aufbewahrt — so für sich freilich nur ein unbewusster Besitz, der auch ewig unbewusst bleiben müsste, wenn unsere Vorstellungen lediglich auf den (im Tode abgebrochenen) Empfindungsprozess bezogen wären. Das aber sind sie nicht, vielmehr beziehen wir sie auf die äussere Wirklichkeit, glauben in ihnen mehr oder minder zutreffende Bilder der räumlich ausgedehnten Welt zu besitzen, wie sie den Sinnesempfindungen zu Grunde liegt und diese nur als Nebenerscheinung ihres Daseins hervorbringt: Und wir sahen, dass diese Meinung durchaus nicht unrichtig ist. In der That ist es die wirkliche Welt, die wir vorstellend abbilden, und es ist gewiss, dass dieses Abbild sich dem Urbilde durch Wissenschaft mehr und mehr nähert. Soweit es ihm aber entspricht, wird es als begriffliche Einteilung dem Urbilde selbst sich vermählen, sobald die Schranke der Individualität gefallen ist, und so im Allwillen ein sinnlich vermitteltes Bewusstsein erzeugen, das unserem mittelbaren Einzelbewusstsein ähnlich ist: Nur die sinnliche Hülle ist gefallen und statt des Bildes wird die Sache selbst angeschaut. Die allmählich fortschreitende Verklärung dieses sinnlich vermittelten Allbewusstseins wird auch im Leben selbst deutlich offenbar. Denn die bei Verwirklichung und Erhaltung des Einzellebens gewonnenen und dann sofort im Allbewusstsein aufbewahrten Vorstellungen werden den Willen nunmehr schon vor weiterem Eingehen in individuelles Leben zur Entscheidung für eine gewisse (der Lebenserhaltung günstige) Gestaltung und Führung des Lebens bestimmen: So entstehen durch Gewöhnung und Vererbung Neigungen, Fertigkeiten, Handlungsweisen, Bethätigungen, die nicht jedesmal erst durch den Einzelwillen auf Grund seines individuellen Wissens durch besonderen Entschluss eingeleitet werden, sondern durch überindividuelle Eingebung von vornherein als angeborene Instinkte oder angenommene Gewohnheiten in ihm liegen.

Das Einzelbewusstsein wird im Allbewusstsein nicht aufgelöst, sondern es ist in ihm aufgehoben; die Bewusstseine der

Einzelwesen mischen sich nicht in ihm, wie Wasser und Wein, sondern sie verweben sich miteinander, wie die Fäden eines Gespinstes. Denn alle Vorstellungen, die ein Wesen erwarb, sind ja in diesem zu einer Gesamtvorstellung — zu seiner Weltanschauung — verbunden, und nur in diesem Zusammenhang, nur als Bestandteile jener Gesamtvorstellung, gehören sie dem Willen an. Indem nun von ihnen die richtigen, die der Wirklichkeit adäquaten Vorstellungen dieser selbst anschmelzen, so tritt (gemäss unseren obigen Ausführungen über das Gedächtnis) zugleich der gesamte Komplex, also der gesamte geistige Gehalt des betreffenden Individuums, als Erinnerungsbild an das Licht des Bewusstseins. Wie also im Erwachsenen das Gedächtnis seiner Kindheit fortlebt und diese als früherer Zustand derselben Ichheit empfunden wird, die nun erwachsen ist, so ruhet ein jedes Geschöpf seinem geistigen Wesen nach im Allgeiste, ganz versunken in ewiges Schauen der Wahrheit, soweit es dieselbe mit seinen im Leben erworbenen Begriffen zu fassen vermag, — dadurch zugleich auch in steter Betrachtung seines Erdenwandels; und diese Betrachtung, die, je nachdem die Lebensführung der Erkenntnis störend oder förderlich war, die selige Ruhe erhöhen oder beeinträchtigen muss, — sie ist es allein, aber sie auch ewig, die die Geister im Allgeiste trennt. Alles klingt zusammen zu der grossen Harmonie: „Ich bin, der im Anfang war als die Zweiheit Natur erhaltender Kraft und Leben wirkenden Triebes — der aus dem Zueinander dieser Mächte frei schaffend die Einzelwesen, die A und B u. s. w., hervorgehen liess, um durch sie das ewig unmittelbare Schauen zu sinnlich vermitteltem Wissen zu verklären. Was im Einzelleben Leid und Mangel war, dies, dass ich im A das B nicht besass, es ist nun vorüber; und was dort seligstes Glück gewesen, dies, dass ich im A das B liebend umfing, es ist im allervollkommensten Masse jetzt ewig währender Zustand.“ Der Eigenwille ist versunken im Allwillen, der vorübergehend nur in getrennten Organismen wirkte, um mittelbares Bewusstsein hervorzubringen:

„Lieb' ist das Band des ewigen Vereins,
Mit der nicht Kampf noch Widerstand bestehen.
Vielmehr ist's Wesen dieses sel'gen Seins,

Nur in dem Willen Gottes hinzuwallen.
Drum schmilzt hier Aller Wunsch und Trieb in Eins."

Die Gottheit aber, sie stellt sich uns dar als die ontologische Trinität ewigen, unterschiedslosen Urbewusstseins, wie es als Raum alle Dinge, als Zeit deren mögliche Anordnungen umfängt; der ewigen Schaffenskraft der Entzweiung, der Entgegensetzung, wie sie jenem zugeordnet ist und in ihm unmittelbar die für einander undurchdringlichen Teile der Materie, damit zugleich aber, als bewegender Wille, auch deren Anordnung bestimmt; endlich des mittelbaren Allbewusstseins, wie es aus dem Zueinander jener beiden durch Vermittlung der organischen Schöpfung, der Welt und des Lebens in ihr hervorgeht: „Aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit." Und im Willen selbst bricht neu hervor eine überweltliche, d. h. dem individuellen Leben begrifflich vorangehende persönliche Trinität, da er im Zueinander der Naturkraft und des Naturtriebes, des Geltens allgemeiner Gesetzmässigkeit und hinwieder der Erhaltung des Einzellebens im Kampf gegen jene sich auswirkt und doch über diesen beiden, je für sich gegen einander selbständigen, also persönlich sich gegenüber fühlenden und miteinander zusammenwirkenden Mächten sich auch als die eine Schaffenskraft empfinden muss, die zu ihnen auseinandergeht und in ihnen lebt, von ihnen ausgeht, als dritte Person in Gott.

Die Welt hegt dieser Gott in seinem Schosse, die Schöpfung bildet ein Moment seines göttlichen Lebens; denn er selbst ist Grund und Zweck, Ursprung und Ziel aller Weltentwicklung. Aber doch ist er nicht selbst die Welt; Spinozas Formel „Gott oder die Welt" ist durchaus verkehrt. Denn Welt nennen wir die äussere Gesamtheit alles Einzelnen, Gott aber ist die innere Einheit, die das alles trägt und hält und in sich hegt, als Inbegriff der überindividuellen Bedingungen jeglichen Einzeldaseins. Gott ist da in der Welt als der Allgegenwärtige, aber doch auch über ihr als die schaffende Kraft; drum: „Ehre sei Gott in der Höh'!" —

Gehen wir mit unserem Gottesbegriff in unerlaubter Weise über alle Erfahrung hinaus? Im Gegenteil! Mir scheint, dass alle Wirklichkeit in Wahrheit erst jetzt als Erfahrungsinhalt,

nämlich als Entfaltung einer all-umfassenden Grunderfahrung sich darstellt: Wir bestimmten diese als Gefühl der Entgegensetzung des Wollens und Gehemmtseins, oder näher als Einheit des Bewusstseins und der Entzweiung. Das ist unsere Definition des Erfahrungsbegriffes.

Der allgemeinen Gemütsstimmung nach, die sie begünstigt, pflegt man eine Weltanschauung als optimistisch oder als pessimistisch zu bezeichnen. Der Optimist, der Glückseligkeitsträumer, wird dem Leid, dem Ungemach des Erdenlebens nicht gerecht, er sieht überall nur Licht und Glück; wie ein Hohn muss es dem Armen, dem Kranken erscheinen, wenn ihm vordemonstriert wird, sein Unglück sei Glück, sein Leiden Genuss, diese Welt — o, die beste der Welten! Der Pessimist hinwieder sieht nur Leid und Schmerz, nur Thorheit und Nichtigkeit; er leugnet Freude und Glück und sehnt sich heraus aus dem Wirrwarr des Seins: Das frische Naturkind, das froh sein Werk thut, verlacht solche Kopfhänger: Nicht optimistisch, nicht pessimistisch, nein humoristisch ist unsere Weltanschauung. Wir verstehen das Leben, wie es ist, mit seiner Freude, seinem Leid, mit all seiner Thorheit und seiner Herrlichkeit. Es ist jene echt christliche Stimmung des Gemüts, die an Gräbern noch durch Thränen lächelt und selig ist in der Hoffnung, und die auch im Taumel des Fastnachtjubels noch einer Thräne des Mitleids fähig ist. Mit schmunzelndem Humor betrachten wir des Lebens Spiel, — ist's uns doch nur das sinnvolle Vorspiel seliger Ruhe in Gott.

Zweiter Teil.

Erziehung und Gottes Gnadenwirken.

1. Die Erziehung des Kindes.

Nicht allein durch freie Selbstbestimmung erhebt sich der Mensch zur Reinheit und Herrlichkeit: In seiner Entwicklung wird er äusserlich gefördert, geleitet und unterstützt — unter Umständen freilich auch missgeleitet und irregeführt — durch Erziehung, Gewöhnung. Sie vollzieht sich als absichtliches, planmässiges Thun der Eltern oder ihnen zugeordneter Vertreter, — sie vollzieht sich absichtslos und von selbst in der Geschichte. —

Was thun denn Vater und Mutter, um ihr Kind vor dem Bösen, vor Sünde zu behüten und edlen, heiligen Sinn in ihm zu pflegen? Nun, sie sagen ihm, was es thun und lassen soll; sie verbieten ihm manches und zwingen es durch Strafe, locken es durch Lob zum Gehorsam. Und indem sie konsequent bei ihren Anordnungen beharren, ausdauernd wieder und wieder dasselbe fordern und erzwingen, so gewöhnen sie den Zögling in ein festes Schema des Recht-handelns hinein. Gut so! Aber kläglich ist's, wenn sich Erzieher begnügen zu mahnen und zu schelten!

Ein Kind, das seine Eltern lieb gewann, trägt ihr Vorbild voll Verehrung im Herzen; und ganz von selbst und halb unbewusst thut es ihm nach. Also ist es die höchste Aufgabe des Erziehers, sich des Kindes Liebe und Achtung wieder und wieder zu verdienen und ihm mit bestem Beispiel voranzugehen. Edler Sinn und ein feinfühliges, liebevolles Gemüt, sie werden durch Erziehung nur da geboren, wo der Zögling in seinen

Erziehern, die um ihn sorgten und die er verehrt, nun auch wirklich nachahmenswerte Vorbilder vor Augen hat; ohne dies wäre das Erziehungswerk nur halb gethan, ja schlimmer, als nicht gethan. Denn nicht Gehorsam, nein, der natürliche Nachahmungstrieb ist die stärkere Macht; jener ist Beschränkung, dieser aber Bethätigung des Willens. Wenn wir die Kinder zum Gehorsam erziehen, so verschaffen wir uns die Macht, sie von Schädlichem zurückzuhalten; wenn wir ihnen dazu noch treffliche Vorbilder geben, vorzüglich in unserem eigenen Wandel (dann freilich auch durch die Sorge für guten Umgang und durch geeignete Erzählungen), so flössen wir ihrem Herzen von früh an eine freie Zuneigung ein zu allem, was schön und gut ist. Nützlich, ja notwendig ist beides, aber ohne das zweite hat das erste nur vorübergehenden Erfolg. Ja, wahrer, ausdauernder Gehorsam ist erst eine Frucht der Nacheiferung. Denn mag ich auch dem Kinde gebieten: „Du sollst nicht stehlen!“ — zeige ich ihm nicht selbst in Wort und That tiefsten Abscheu vor unredlichem Erwerb, bleiben ihm meine Worte also toter Befehl, so folgt es ihnen nur so lange, als es die strafende Hand zu fürchten hat. Meinen Ekel vor der Sünde muss es fühlen, soll es selbst die Sünde von ganzem Herzen verabscheuen lernen. Erziehlich wirkt ein Gebot erst dann, wenn es den Zögling auf eine Tugend des Erziehers aufmerksam macht; es wirkt das Gegenteil, wo es das Kind vielmehr auf eine Schwäche des Erziehers achten lehrt. — Und es ist ja schliesslich auch einfach unmöglich, alles, was da nötig ist, um gut zu sein, in einzelnen Regeln und Sätzen und Geboten zu lehren. Besteht doch das Gut-sein nicht in einzelnen Handlungen, die ja freilich dann aufgezählt und durch lockenden Lohn und abschreckende Strafe hervorgerufen werden könnten; das Gut-sein ist ein stetiges Verhalten, das tief von innen aus einer edlen Gesinnung herausquillt, und das will vorgelebt sein. — Auch hat die blosse sittliche Vorschrift keine Beweiskraft; dass sie wirklich vollkommen richtig und streng durchführbar ist, keine Halbheit, auch keine leere Phantasterei, das kann nicht durch Gebote, das kann nur praktisch erwiesen werden. Drum wieder: Das Gute muss vorgelebt werden. Im Gebiete des Handelns giebt es kein Erklären und Verstehen;

hier heisst es: Vormachen und (in halb unbewusster Nachahmung) sich Gewöhnen. —

Und doch — alle Zucht des Gesetzes, all' die hohe Begeisterung, die ein treffliches Vorbild hervorrufen kann, sie bedürfen der Ergänzung noch durch ein drittes, damit das Erziehungswerk vollkommen sei. Folgt ja doch auf das Alter kindlichen Gehorchens und jugendlicher Nacheiferung die freie Selbständigkeit des Mannes, der aus innerer Überzeugung heraus sein Handeln bestimmt; und wenn auch die Gewöhnung von Jugend auf und die Erinnerung an das Elternhaus dem Verhalten eine Färbung giebt, die nicht leicht auszuwaschen ist, so wird doch gegen alle Gewohnheit angekämpft und auf die Dauer mit vielem Erfolg, wo sie dem Selbstdenkenden unbegründet oder thöricht scheint. Wir erleben es ja, dass ein Mensch, der in guter Zucht heranwuchs und in seinen Eltern hoch achtbare Vorbilder hatte, doch später vom rechten Wege abirrt; und wer durch schlechte Erziehung missleitet war, muss deshalb nicht notwendig verloren sein. Soll die Erziehung nachhaltiger wirken, so wird es darauf ankommen, den Zögling für das selbständige Formen seiner Anschauungen zweckmässig vorzubilden und ihn vor jenem Zweifel an der Vernünftigkeit anerzogener guter Gewohnheit nach Möglichkeit zu behüten. Und in dieser Hinsicht kann vieles gethan werden.

Wie entstehen dem Manne seine Überzeugungen? Wie gewinnt er die Welt- und Lebensanschauungen, denen gemäss er dann sein Handeln einrichtet? Gewiss, zum einen Teil durch eigene Erfahrung und eigenes Nachdenken; zum andern Teile aber fliessen sie ihm aus den geistigen Errungenschaften der früheren Geschlechter, die er durch Überlieferung empfängt. Es wird also einerseits darauf ankommen, schon im Kinde die Beobachtungsgabe und die Denkfähigkeit durch Übung zu schärfen; und da die Übermittlung der bereits gewonnenen Einsichten das natürliche Geschäft der Älteren ist, so wird es andrerseits auch möglich sein, durch eine zweckvolle, zielbewusste Einrichtung dieser lehrenden Thätigkeit die künftige Geistesbildung des Zöglings segensreich zu beeinflussen. Zur Abkürzung des Verfahrens ist beides zu verbinden: Sinnesthätigkeit, Verstand und Gedächtnis

sollen geschärft, geübt werden durch geschickte Übermittlung nützlicher Kenntnisse; wir werden das sofort näher erläutern. Erst noch eins. Auch das Umsetzen einer Kenntnis in Handlungen, geschicktes Auswerten derselben, will gelernt sein; hier kann der Erzieher durch planmässige Übungen in Handfertigkeiten, in körperlicher und gesellschaftlicher Gewandtheit den Zögling fördern und ihm den Schritt zur Selbständigkeit und Sicherheit des Auftretens erleichtern. Solche Übungen werden einer einseitig theoretischen Ausbildung ein gesundes Gegengewicht bieten und zugleich dadurch, dass sie den Körper kräftigen und sein Wohlbefinden erhöhen, erst die volle Geistesfreiheit ermöglichen: mens sana in corpore sano.

Unterricht nennen wir diese dritte Seite der Erziehung, die den Gesetzesgehorsam und die Nachahmung verehrter Vorbilder allmählich durch verständige Einsicht und klar begründete Überzeugungen ersetzen möchte. Es kann meine Absicht nicht sein, hier eine ausführliche Unterrichtslehre zu geben; nur in Kürze möchte ich auf das Wichtigste hindeuten.

Ungeordnet, in wüstem Durcheinander, liegt die Fülle der Wirklichkeit vor dem Auge des Neulings. Der Wissende, der in dieser Fülle schon Bescheid weiss, wird ihm die Aneignung gediegener Kenntnisse wesentlich erleichtern, wenn er statt seiner die bunte Masse sichtet, das Chaos entwirrt, und mit kluger Auswahl ihm sofort das Wichtige, das Wesentliche vorführt; ist dies erfasst, so zeige er, was demnächst von Bedeutung ist, u.s.w. Freilich — wesentlich, wichtig wofür? Fürs Leben, sagt Ihr — natürlich, — denn wofür sonst? Ihr denkt dabei an den Kampf ums Dasein, an die Arbeit ums Brot, an das geschickte Ausnützen des eigenen Vorteils im Verkehr mit den Menschen, und Ihr thut recht daran! Traurig, wenn der höhere Unterricht grade diese Seite des Lebens so oft gänzlich aus den Augen verlor! Aber vergesset doch um Gottes Willen in diesem gerechten Streit wieder idealistische Einseitigkeiten und Übertreibungen nicht, dass die Praxis, die ihr betont, doch auch eben nur eine Seite des Lebens ist, gleichsam die Aussenseite, nicht das Leben ganz. Denket daran, wie dem aufs Nützliche gerichteten Sinn sich die hohen Tugenden all', Ehrgefühl und Edelmut, Corpsgeist, Vaterlands-

liebe, Nationalgefühl — ja weiter: Frömmigkeit, Demut, selbstlose Nächstenliebe, Pflichttreue und ein reiner, keuscher Geist gesellen müssen, der das Wahre und Schöne um seiner selbst willen zu schätzen weiss. Auch diese höhere, diese ideale Seite des Lebens müsst Ihr pflegen, soll nicht ein Botokudengeschlecht heranwachsen, das proletarierhaft im Trivialen auf- und untergeht. Und da nun hier alles auf die Ausbildung einer befriedigenden Weltanschauung und Lebensauffassung hinauskommt, so wird die Herstellung einer solchen das Ziel allen Unterrichts sein. Alle Einzelfächer desselben müssen durch einen wohl durchdachten und von Zeit zu Zeit neu zu revidierenden Lehrplan harmonisch zu einem abgerundeten Wissensganzen zusammengehalten werden. Wie viel man dem Schüler an Kenntnissen darbietet, das wird ja gemäss der Begabung des Schülers und je nach seiner spätern Lebensstellung (soweit diese durch äussere Verhältnisse vorausbestimmt ist) in jedem Falle besonders zu bemessen sein; natürlich wäre es ein grober Fehler, dem künftigen Handarbeiter allerhand Interessen beizubringen, denen er später doch nicht leben kann, ohne seinen eigentlichen Beruf zu vernachlässigen: So verbreitet man statt Bildung nur Halbbildung, Unzufriedenheit und Geringachtung der Berufsarbeit, die doch einem jeden das Liebste werden sollte. Aber was man dem Zögling nun darreicht, das dürfen nun und nimmer einzelne aufgestapelte Kenntnisse bleiben, — auch das erzeugt nur gefährliche Oberflächlichkeit und Halbbildung statt eines gesunden, gediegenen Wissens; vorlaute Überhebung statt heiliger Scheu vor den edelsten Gütern der Menschheit.

Aber nicht allein die geschickte, zielbewusste Auswahl des Lernstoffes: auch die Art, wie er an den Lernenden herangebracht wird, kann ihm das Geschäft des Lernens sehr wesentlich erleichtern. Man wird es nicht seinem Wunsche, seiner Laune oder dem Zufall überlassen, was er zuerst treibt, was dann, sondern man wird den Stoff zweckmässig so ordnen, dass ein allmähliches Aufsteigen stattfindet vom Leichteren zu Schwierigerem, vom Einfachen zum Komplicierteren. Leicht kann hier der Lehrmeister fehlgreifen, denn dem Wissenden ist es nicht immer leicht, sich ganz auf den Standpunkt des Unwissenden zu versetzen und deutlich ihm nachzufühlen, was für ihn schwer, was leichter

ist. Ein Leitfaden wird ihm die Geschichte: Der Weg, den die Menschheit nahm, um nach und nach eine Erkenntnis zu erlangen, der ist allemal der natürliche; nur wird ihn der Lehrer dadurch sehr wesentlich abkürzen, dass er den Zögling an den mancherlei Abwegen und Irrbahnen, die den Kulturfortschritt in der Geschichte oft lange aufhielten, schnell und sicher vorüberführt. Jener Weg aber hat allezeit die Anschauung zu seinem Ausgangspunkt gehabt; die unmittelbare Anschauung der Sache selbst ist und bleibt daher die natürliche Quelle aller Einsicht.

---

2. Und das Wort ward Fleisch.

Derselbe Prozess der Erziehung, den wir am Kinde im Elternhaus und im Schulleben sich abspielen sahen, vollzieht sich an der Menschheit im grossen in der Geschichte. Die sittlichen Ideen, zu denen ein Geschlecht sich erhoben hat, konsolidieren sich sofort zu gesetzlichen Bestimmungen, Sitten und Gebräuchen, durch die sich fortan der einzelne in seinem Verhalten gebunden findet und über die er sich nicht leicht ohne schlimme Folgen hinwegsetzen kann. Sie zwingen ihn, gewöhnen ihn mit der Zeit auch, jener Idee gemäss sein Leben äusserlich einzurichten, wie das Gebot der Eltern ein Kind zur äusseren Erfüllung dessen nötigt, was ihnen recht scheint.

Dem Gesetze als einem Herrn, der alle unter sich zwingt, überträgt man das unbedingt Notwendige: Es soll unterdrücken, was immer das menschliche Zusammenleben und Zusammenwirken unmöglich macht (also Mord und Ehebruch, Diebstahl und Verleumdung u. s. w.), und es soll befehlen, was den Verkehr erst ermöglicht (also alles, was zur äusseren Ordnung, zur Organisation des menschlichen Gesamtlebens gehört).

Der Sitte aber überlässt man es, für den nun zustande kommenden Verkehr die gefällige Form zu finden, die ihn leichter und fliessender sich abspielen lässt; und das ist durchaus nichts Überflüssiges. In einer wohl verständlichen Reaktion gegen frühere Übertreibungen des Formenwesens geht heut ein Zug

durch die Welt, der über das alles kurzweg den Stab brechen möchte. Man bedenkt nicht, wie solche Sitten und Bräuche doch oft in leichter, einfacher Weise und ohne viel Worte der Menschheit hohe, sittliche Ideen vor Augen und im Herzen lebendig halten, die ohne solch sichtbare Anhaltspunkte der Menge im Trubel der Alltäglichkeit nur zu leicht abhanden kommen und in eitel Dunst sich verflüchtigen müssen. Welche Schwierigkeiten hätte nicht z. B. der Umgang zwischen Hoch und Niedrig, Gebildet und Ungebildet, beständen nicht durch die Sitte allerhand Formen der Begrüssung, die in kurzer Gebärde und in der Haltung höfliche Herablassung und bescheidene Subordination ausdrücken und zunächst zwar nur gedankenlos und aus Gewohnheit geübt werden, aber doch rückwärts auch wieder jene Gefühle anregen und lebhaft auffrischen! Noch ein anderes gehört hierher: Man fühlt sich heute gar stolz ob seiner Vorurteilslosigkeit, wenn man über Titulaturen so geringschätzig redet; und gewiss ist der Missbrauch der Sache, der kleinliche Ehrgeiz, der sich hier oft breit macht, nicht minder lächerlich, wie jene eitle Klugthuerei selbst. Aber diese „Klugen“ und „Aufgeklärten“ vergessen, dass grade ein vorsichtiges Umgehen mit dem Namen, wie der Titel es fordert, der allernatürlichste Ausdruck einer gesunden Achtung und Ehrerbietung ist, daher in einem organisierten Gemeinwesen nie entbehrt werden kann. Warum gewöhnen wir ein Kind, die Eltern nicht mit Namen zu nennen, sondern die Ersatzworte „Vater, Mutter“ zu gebrauchen? Man versuche das Gegenteil, und man wird's empfinden, warum. — Auch die Amtskleidung, meinetwegen des Richters, dient ähnlichem Zwecke: Unmittelbar und gewaltig führt sie's jedem zu Gemüte, dass der Betreffende nicht als Mensch und Privatmann handelt, sondern in seiner amtlichen Eigenschaft; nicht nach Willkür, sondern als Vertreter der Gesamtheit und nach deren Willen, wie er im Gesetze feststeht. Wer Soldat gewesen, wird die ungeheure Bedeutung all' solcher Äusserlichkeiten für die Aufrechterhaltung einer straffen Disziplin zu schätzen wissen. Der Händedruck beim Versprechen, beim Abschluss eines Vertrages, hat in ähnlicher Weise erziehlichen Wert; die sinnvolle Gebärde bei eidlicher Versicherung, der feierlich-ernste Brauch

des Schwörens überhaupt, wird ebenso für eine pädagogische Betrachtung als äusserst zweckvoll und nützlich erscheinen. Nicht vom Standpunkt des Aberglaubens oder spiessbürgerlicher Einfalt wollen diese Dinge beurteilt sein, sondern von dem des Erziehers. So auch religiöser Brauch, vor allem das Gebet. Wir wissen recht gut: „Euer himmlischer Vater weiss, was ihr brauchet, ehe denn ihr bittet“ und „er lässt seine Sonne scheinen über die Bösen und über die Guten, über Gerechte und Ungerechte“. Aber verliert deshalb ein frommes Gebet jeden Zweck, dass wir der kindischen Vorstellung nicht Raum geben, die den lieben Gott an alles Nötige erinnern und dies ihm abnötigen will? Bleibt ihm nicht die hohe Bedeutung, dass es unser Denken gewöhnt, in der Betrachtung aller Dinge und Zustände, die wir besitzen oder herbeiwünschen, stets über die nächsten, unmittelbaren Ursachen derselben hinauszublicken auf jene Endursache alles Daseins und Geschehens, die wir Gott heissen? Beides, Bitt- oder Dankgebet, erscheint so als das mächtigste Mittel, eine religiöse Weltanschauung uns zur Gewohnheit zu machen — zumal, wenn es im Christentum mit dem „doch nicht wie ich will, sondern wie du willst“ jede abergläubische Betteltheorie abwehrt. In ähnlichem Sinne ist auch der Feiertag „um des Menschen willen da“; ihm Anlass und Gelegenheit zu geben, dass er sich leiblich und geistig herausreisst aus der Alltäglichkeit und eine Stunde dem Gedächtnis an die grossen Ereignisse weiht, deren Betrachtung hehre Gefühle der Frömmigkeit oder der Vaterlandsliebe oder der Achtung vor dem Geistigen im Menschen überhaupt anzuregen geeignet ist. — Oft heften sich solch symbolische Beziehungen an gewisse Gegenstände, die als Abzeichen einer Gemeinschaft, als Bundeszeichen u. s. w. in Ehren stehen und dadurch das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit stärken und jedem einzelnen die Verpflichtung zum Dienst der Gesamtheit und zu einem Leben, das ihr Ehre macht, lebendig vor Augen halten und zu Gemüte führen. Die Fahne, die der König einem Regiment geschenkt und zu der es geschworen, sie repräsentiert dem Soldaten in jedem Augenblick seinen König selbst und sein Vaterland, dafür er streitet; drum — die Fahne verloren, die Ehre verloren! Der Soldat weiss, wie gewaltig dieses Zeichen

die Begeisterung und den Todesmut entzünden kann im Augenblick der Entscheidung. Die staatlichen Wappen, die Embleme eines Vereins, im gewissen Sinne auch die kirchlichen Symbole und Sakramente gehören hierher. Ich begnüge mich, näher einzugehen nur auf den einen kirchlichen Brauch der Trauung. Gatten sich Mann und Weib — gewiss, wenn ihr euch eins wisst fürs Leben, wenn ihr dann auch treu und ehrlich miteinander die Folgen tragt, also eure Kinder durchbringt und gross zieht, so wird eure Ehe vor Gott bestehen, ob der Priester darüber den Segen sprach oder nicht. Aber doch: Nicht recht ist's, dass ihr den uralt heiligen Brauch verletzt und die künstlerisch schöne Feier meidet, die der Reinheit und Heiligkeit eures Vornehmens vor aller Welt lebhaften Ausdruck giebt. Ist's euch denn unangenehm, diese Reinheit des Herzens frei zu bekennen? Lächerlich! Wozu also unterlasst ihr das? Was habt ihr davon? Nichts, finde ich! Scheint mir's doch, ihr raubt euch eine der schönsten Freuden des Lebens; denn es ist ja dem Menschen so natürlich, was innerlich wahr und tief empfunden wird, auch äusserlich in schöner Form zur Darstellung zu bringen. Das thut ihr? Nur in anderer Weise? Ja, wozu denn in anderer? Wozu neue Formen wählen, wenn alte, allem Volk verständliche vorhanden sind? Warum chinesisch reden zu Deutschen? Und bedenket doch, dass eure zur Schau getragene Nichtachtung des Brauches nur Schaden anrichten wird! Die niedrigen, gemeinen Naturen legen sich euer Beispiel (wenn auch vielleicht mit Unrecht) zu ihren Gunsten aus und beruhigen so leichter ihr Gewissen; sie fühlen sich durch euch in ihrer Zügellosigkeit entschuldigt und bestärkt. So bringt ihr diese erst recht zu Fall, und die schwächeren Brüder macht ihr irre! (Vgl. 1. Korinther 8, 7—13.)

Gut und nützlich sind Gesetz und Brauch. Aber freilich,— bei der äusserlichen, gesetzdienerischen Befolgung der Vorschrift darf es nicht bleiben: Das ist Frohnarbeit, nicht freie Gesittung. Es sind die trübsten Zeitperioden, da den Menschen zuweilen der Sinn, die Idee, der geistige Gehalt des äusseren Brauches verloren ging und dieser nur als wertlose Schale zurückblieb.

Wer ist denn im Grunde „moralisch"? Da giebt es Leute, die dieses Wort oft und gern im Munde führen. Sich selbst

kommen sie auch ohne Zweifel hoch „moralisch“ vor, und äusserst missfällig blicken sie von ihrer reinen Höhe herab auf alle, denen sie den stolzen Titel eines „moralischen Menschen“ glauben versagen zu müssen. Ziemlich einsam wissen sie sich in ihrer hohen Sphäre, denn nicht leicht erkennen sie dem und jenem das Prädikat „moralisch“ zu. Wird von jemand geredet, so ist ihre erste Frage: „Ist er auch moralisch“ — und es ist ihnen eine grosse Wonne, sich über seine Fehler und Schwächen und über alles an ihm, was ihrem moralisch empfindsamen Blicke verdächtig scheint, mit breitem Behagen zu ergehen. Sie selbst sind ja, ach, so „moralisch“! Ängstlich zwängen sie sich ein mit all ihrem Thun und Treiben in das überlieferte Schema des Sittengesetzes; peinlich sind sie bemüht, das Gebot bis auf den Buchstaben mechanisch nachzuthun; nichts lassen sie ausser acht, was vor den Menschen gilt. Nur nicht der Welt unangenehm auffallen! Nur nichts Ungewöhnliches thun! Nur nicht heraustreten aus dem Rahmen des überlieferten Brauches! Nur nicht zu Gerede Anlass geben, wie man es selbst so gern über andere führt! Aber natürlich gerne wohlthun und Almosen geben, wo dann in den Sammellisten oder gar in den Zeitungen die Namen „der respektiven Wohlthäter“ prangen werden! O welche Lust! -- Unheimlich kann's einem werden, eine Gänsehaut läuft einem über, in der Nähe solch eines Moralvirtuosen. Das sind die echten Pharisäer, die unseren Herrn noch heute ans Kreuz schlagen würden. Gegen sie hat er seine Bergpredigt gehalten. — Den genauen Gegensatz zu diesen Biedermännern bilden die „Originale“, jene spassigen Käuze, die gar besonders gross sich dünken, wenn sie alles möglichst anders machen, als sonst wohl vernünftige Menschen thun. Ihnen schmeichelt es grade, sich so recht über Sitte und Brauch hinwegzusetzen. Immer ist ihnen drum zu thun, durch ihr Handeln und Gebahren, durch ihre ganze Erscheinung, Aufsehen und Verwunderung zu erregen. Das nennen sie dann wohl Mut und Kraft, sie heissen es Vorurteilslosigkeit, Freiheit, Eigenart. Erhaben fühlen sie sich über die Vorurteile der Menge, — und sind doch nur arme Thoren, lächerliche Diener ihrer Eitelkeit: Die Gigerln der Moral.

Nicht ängstlich und tugendstolz sich einzwängen in die Regel, nicht frech und eitel sich darüber hinwegsetzen ist Moral: Wahre Gesittung ist eins mit freier Natürlichkeit, mit kindlicher Naivität; sie ist eins mit jenem Zustand der Unschuld, da der Mensch gar nicht fragt nach dem Urteil der Welt, noch überhaupt äusserliche Motive kennt; da er weder gefallen noch auffallen will, sondern ursprünglich, unbefangen, ungeniert sich giebt, wie er nun eben ist, handelt, wie das Herz ihn treibt. Nur ein freies sich Ausleben; ein Handeln, das nicht durch äusserliche Rücksichten bestimmt ist, sondern unmittelbar aus inneren Antrieben herausquillt; das allein kann sittlich sein: Freilich nicht, wenn blinde, unklare, gedankenlose und schwankende Gefühle im Innern des Menschen vorherrschen. Aus freier Überzeugung, aus gutem Glauben heraus fliesst die sittliche That.

Und was ist es, das der Menschheit dazu hilft, so den Geist des Gesetzes zu fassen? Was führt uns hinweg über leeres Formenwesen zu innerer Freiheit, über mühseligen Gesetzesdienst zu freier, innerlicher und nun erst wahrer Gesetzeserfüllung? Dies ist es, dass auch in der Geschichte, wie im Elternhause, das lebendige Beispiel, das leuchtende Vorbild, der äusseren Vorschrift sich gesellt.

So wird jeder edle Mensch seiner Umgebung, ganz unwillkürlich und von selbst, ein Vorbild im Wandel, das die anderen nach sich zieht. Vorzüglich aber gilt dies von den grossen Heldengestalten, die von Zeit zu Zeit in der Geschichte hervortreten — jenen gewaltigen Persönlichkeiten, die bei der neidischen Mitwelt freilich oft nur wenig Anhang finden, um so mehr aber von der Nachwelt gefeiert, von der Dichtung verherrlicht werden. Sie sind ihrem Volke, ja darüber hinaus der Menschheit, die hohen Idealgestalten, die man, tiefer Bewunderung voll, bewusst oder unbewusst in sich nachzubilden strebt; liegt doch nicht zum mindesten eben hierin die veredelnde Kraft historischer Studien, dass sie uns edles Menschentum in grossen Heldengestalten vor Augen führen, für sie unser Herz mit Liebe und Begeisterung erfüllen. Auch die hohe Bedeutung der Kunst für die Volkserziehung beruht darauf allein, dass sie uns hohe, schöne Ideen in ergreifenden Bildern gewaltig zu Gemüte führt, und sie verfehlt

ihren heiligsten Beruf, ja sie verkennt ihr eigenstes Wesen, wenn sie auf diese Wirkung verzichtet und uns nur einen photographischen Abklatsch der Alltäglichkeit oder gar der Verkommenheit bietet. Soll dergleichen etwa abschreckend wirken? Das können Strafen — unter Umständen — aber schlechte Beispiele, böse Vorbilder, werden auf die Dauer nur ein zarteres Fühlen abstumpfen, gute Sitten verderben und unreine Leidenschaften aufwühlen. Lüsternheit nicht Abscheu ist die Wirkung solcher „Kunst", wo man sich überhaupt ihrem Genusse hingiebt und sie nicht selbst von vornherein verabscheut.

Wie die homerischen Heroen die Erzieher der Griechen waren, so wirkt jeder grosse Manneschara kter, jedes hehre Frauenbild erzieherisch fort. Und wenn dereinst das Idealbild höchster menschlicher Vollkommenheit unter uns Fleisch und Blut gewinnt; wenn der sündlose Heilige erscheint (S. 32); wenn zuerst der Mensch zur Welt kommt, der ganz und gar sich in Gott und Gott in sich lebendig weiss; der in diesem Gefühl der Gottmenschheit zugleich seinen Stolz findet und von Herzen demütig ist; der in Gott ganz Liebe ist, ganz Mitfreud und Mitleid, mit allen Wesen ganz eins; der keusch und rein die Gottheit im Geist und in der Wahrheit anbetet — ja, wenn dann die Vergottung des Menschen und die Menschwerdung Gottes in diesem Erstling sich vollendet hat, — wird er nicht in den Mittelpunkt des geschichtlichen Erziehungsprozesses treten? Wird er nicht der Schlussstein sein aller früheren Entwicklung und zugleich der Grundstein aller künftigen? Vor ihm die Sünde, in ihm die Erlösung, nach ihm die Heiligung aller! Wahrlich, er wird der Erstling sein unter Vielen; er wird kommen, um seine Brüder nach sich zu ziehen; ihnen wird er der Weg, die Wahrheit und das Leben, so sie im Glauben, in hingebender Verehrung, sich an ihn hängen; er wird der grösste Erzieher, ja der Erlöser, der Retter, der Heiland heissen.[1]) Wäre er schon unter uns?

[1]) Die Sache hat auch ihre Kehrseite. Auch schlimme Vorbilder giebt es genug, die verführerisch zum Bösen locken, im Leben sowohl wie in den Schildereien einer verkehrten Kunstrichtung. Dem Christus gegenüber steht der Antichrist. Wider diese Macht des Bösen giebt es keinen anderen Schutz, als ihre Gesellschaft fliehen und fest sich anklammern an die hehren Beispiele

In der Idealgestalt des stoischen Weisen hatte der griechische Geist ein Menschheitsideal geschaffen, das mehr und mehr über die Schranke nur politischen Heldentums hinausragte und dem Urbilde religiöser Heiligkeit zustrebte. Und vermochte man auch den innerweltlichen, weltdurchlebenden Gott der Stoiker, ihre Weltseele, nicht im Begriffe festzuhalten, was doch für ihr Menschheitsideal die notwendige Voraussetzung war, — so mühte man sich doch, dem weltfernen, weltfremden Gotte der sokratischen Philosophie oder des jüdischen Kultus im Logos einen Mittlergott zu gesellen, der dem Weltall innewohnen sollte. Und im Neuplatonismus, der die Begriffe der κάθαρσις und ἔκστασις erfand, drängte sich das religiöse Empfinden mit zügelloser Leidenschaftlichkeit in den Vordergrund. Andrerseits bildete das jüdische Prophetentum die volkstümliche Figur des Messias, die Gestalt des ersehnten politischen Helfers, mehr und mehr zur Idee des religiösen Heilandes fort, was bei der engen Verbindung des staatlichen und des religiösen Lebens in Israel sehr nahe lag. Und dem philosophischen Logosbegriffe kann die dichterisch beliebte Personifikation der göttlichen Weisheit als Analogon zur Seite gestellt werden.

Und als die Zeit erfüllet ward, als die Welt durch griechisch-römische Bildung dem Heidentum entwachsen war und sich sehnte nach dem Heil, nach einer den neuen Ideen angepassten Religionsform (eine Stimmung, die bei den phantastischeren Naturen in wüstem Aberglauben sich Luft machte, bei den phantasielos, ideenarm, trocken veranlagten Verstandesmenschen in frivolem Gespött, während die Ernstgesinnten in der Philosophie Trost und Ruhe suchten), — als gleichzeitig in Israel hohles Formenwesen und die Scheinheiligkeit eines entarteten Priestertums die lebhafteste Reaktion tiefer, wahrer Religiosität geradezu provocierte, — da ward zu Bethlehem der Menschensohn geboren, in dessen Person wir für alle Zeit das Ideal menschlicher Vollkommenheit verkörpert sehen, Jesus von Nazareth.

---

reiner Tugend. Auch das breite Ausmalen aufregender Verbrechen und politischer Umtriebe in den Zeitungsberichten muss unbedingt verdammt werden; lieber möglichste Geheimhaltung derselben! Könnte nicht eine dahingehende Bestimmung ins Pressgesetz aufgenommen werden?

In Christo erwacht das Gottesbewusstsein nicht mehr nur sporadisch in der Ekstase oder in prophetischer Begeisterung, noch unbestimmt als Stimme des *δαιμόνιον;* nein, es wird zu jenem steten, ruhigen sich eins Wissen mit Gott, zu vollem, andauerndem sich durchlebt und durchwirkt Fühlen von göttlichem Wesen, wie es in den Worten „Ich und der Vater sind eins" klar sich ausprägt. „Wer mich siehet, der siehet den Vater . . . Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst. Der Vater aber, der in mir wohnet, derselbe thut die Werke. Glaubet mir, dass ich im Vater, und der Vater in mir ist." „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater." Hier zuerst begreift der Mensch sich in Gott und zugleich der weltdurchwebende Gott sich im Menschen: „Ehe denn Abraham war, bin ich." Sanftmütig und von Herzen demütig sehen wir Jesu menschliches Wollen jederzeit ganz und gar eingefügt in den allumspannenden Gotteswillen; so ausharrend noch im Gebet zu Gethsemane: „Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst." Zum ersten und einzigen Male hören wir aus eines Menschen Munde das stolze Wort: „Wer kann mich einer Sünde zeihen?" — Und in diesem Gefühl sündloser Heiligkeit ist sich der Herr seines welterlösenden Berufes voll bewusst: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." „Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue und wird grössere, denn diese, thun; denn ich gehe zum Vater." „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen." „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet, und ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts thun." „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken: Lernet von mir, so werdet ihr Ruhe finden." „Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, dass sie eins seien, gleich wie wir eins sind; ich in ihnen und du in mir, auf dass sie vollkommen seien in eins und die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast und liebest sie, gleichwie du mich liebest." „Wer an mich glaubt, der hat das

ewige Leben. Ich bin das Brot des Lebens ... Werdet ihr nicht essen das Fleich des Menschensohnes und trinken sein Blut (d. h. ganz und gar sein Wesen in euer Wesen aufnehmen, wie Speise und Trank), so habt ihr kein Leben in euch .... Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm." — Der innere Zusammenhang der selbstlosen Gefühle treuer Nächstenliebe mit jener höchsten zugleich und tiefsten Empfindung der Liebe zu Gott wird zuerst im Christentum klar und deutlich erkannt und zum Ausdruck gebracht: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe ist, der bleibet in Gott und Gott in ihm;" ja, und Jesus Christus war es, der zuerst ernst gemacht hat mit dem Wort „Liebe": „Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; auf dass ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel; denn er lässt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also?" So redet er nicht nur — kam er doch, durch sein Leben das Gesetz voll und ganz zu erfüllen; Liebe ist er, ganz Liebe, ja die vollkommenste Offenbarung der allumspannenden göttlichen Liebe, — ein Helfer den Kranken, ein Heiland den Sündern, ein Bruder den Armen und Leidenden bis in den Tod. Am Kreuze noch betet er für seine Verfolger: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun." Und fragen wir nun nach dem wahren Zweck und würdigen Inhalt des durch Liebe zu einem grossen Gesamtleben verbundenen Menschendaseins, so antwortet der Herr klar und bestimmt: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Vgl. Matth. 6, 19—34.

Nachdem der Evangelist Marcus in einem kurzen Bericht die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Jesu zusammengestellt hat, unternimmt es Matthäus, zu beweisen: Dieser Jesus von Nazareth ist der Christus, der Messias, wie ihn die Propheten

ahnend geschaut; und Lucas zeigt: Dieser Christus kam als ein Jesus, ein Helfer, ein Heiland und Erlöser zu aller Welt, zu allen Völkern, keineswegs nur für die Juden. Und endlich schreibt Johannes und lässt uns das tiefe Geheimnis schauen, was Petrus zuerst bekennt und unterm Kreuze der Hauptmann: Wahrlich Jesus Christus ist Gottes Sohn gewesen; der welteinwohnende Logosgott, der alles Leben in sich hegt und bisher unverstanden blieb unter den Menschen, mochte er auch den Weisesten unter ihnen in Stunden der Erleuchtung offenbar werden, dieser Gott hat nun in Christo zuerst und allein Fleisch und Blut gewonnen; er wohnte in ihm, war offenbar in ihm und für ihn, stetig und andauernd, voll und ganz; Jesus wusste sich eins mit ihm, fühlte sich ganz und gar durchlebt und durchwirkt von ihm immerdar — „auf dass alle, die an ihn glauben", die ihn anbetender Verehrung voll, zum Gott, zum Leitstern ihres Lebens machen, „nicht verloren werden, sondern", durch ihn selbst auch geheiligt und vergottet, „das ewige Leben haben;" denn wie viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, auch Gottes Kinder zu werden, wie er, der Gottessohn, es selbst war. „Und von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade. Denn das Gesetz ist durch Mose gegeben; die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden. Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoss ist, der hat es uns verkündigt." Bei Johannes zuerst und bei Paulus kommt die christliche Gewissheit voll zum Durchbruch: In Christo als dem Erstling ward die Sünde ganz und gar überwunden, in ihm zuerst finden wir alles selbstische Begehren und allen Edelmut ganz gebunden, aufgehoben und verklärt in klarem, lichtem Gottesgefühl, und durch gläubige Nachfolge Christi soll dieser Zustand der Vergottung des Menschen oder der Menschwerdung Gottes, dieser Zustand sündloser Heiligkeit, mehr und mehr unser eigener Zustand werden. „Christi Brüder" und mit ihm „Gottes Kinder" sollen wir sein. „Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht (an ihn) glaubet, der ist schon gerichtet; denn er glaubt nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes." Keinen Vorrang, so führt Paulus aus, verschafft den Juden das mosaische Gesetz vor den Heiden in der Erziehung zur Vollkommenheit „darum, dass

kein Fleisch durch des Gesetzes Werke vor Gott gerecht sein mag; denn durch das Gesetz kommt nur Erkenntnis der Sünde, nicht die Kraft zur Heiligung. Nun aber ist ohne Zuthun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, geoffenbaret, und bezeuget durch das Gesetz und die Propheten. Ich sage aber von solcher Gerechtigkeit vor Gott, die da kommt durch den Glauben an Jesum Christ zu allen und auf alle, die da glauben. Denn es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten; und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist, den Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl in seinem Blut, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete, dadurch, dass er die Sünde vergiebt, die bisher geblieben war unter göttlicher Geduld; auf dass er zu diesen Zeiten darböte die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt; auf dass er allein gerecht sei und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesum."

„Das Gesetz ist ein Zuchtmeister auf Christum" — „Christus ist euch ein Vorbild gewesen, dass ihr nachfolgen sollt seinen Fussstapfen" — „so halten wir es nun, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, durch den Glauben" an Jesum: Das ist die Heilspädagogik des Christentums. Der Glaube, dass Jesus Christus gekommen ist, um durch ein heiliges, sündloses Leben und opferfreudiges Lieben unsere Bewunderung, anbetende Liebe und begeisterte Verehrung zu gewinnen und so das ewige Vorbild sittlicher Vollkommenheit uns ins Herz zu prägen, dieser Glaube bildet den Kern der christlichen Religion; ihn aufgeben, heisst das Christentum selbst aufgeben. Was das Christentum der Menschheit gewesen, was es gewirkt hat zur Läuterung der Herzen, zur Veredlung der Gesinnungen, das verdankt es jenem Glauben. Nicht seine Sittenlehre für sich allein verleiht ihm solche Macht, denn durch abstrakte Lehren, und seien sie göttlicher Weisheit voll, hat noch keiner die Menschen besser gemacht. Das gerade ist ja der Vorzug der christlichen Religion vor allen anderen, dass sie nicht ein Unnahbares, Unsichtbares, nein, das in Christo lebendige Ideal des vollkommenen Heiligen, das Idealbild des vergotteten Menschen oder der im Menschen sich

verstehenden Gottheit den Völkern als Gegenstand der Anbetung vor Augen hält; ihr Einfluss auf das sittliche Leben ist in demselben Masse geschwunden, als der Christusglaube in ihr wankend wurde. Nur in der Buddhaverehrung, die auf das werdende Christentum nicht ohne Einfluss blieb, haben wir etwas Ähnliches; und ohne Zweifel ist Buddha ein gewaltiges Vorbild der Liebe und Entsagung. Aber noch sind bei ihm beide Tugenden nicht aufgehoben in der Liebe zu Gott, dessen Begriff sogar ihm fehlt: Und so kann die höchste sittliche Vollkommenheit in ihm nicht angeschaut werden.

Das Judentum hatte in den mosaischen Geboten ein herrliches Gesetz; die griechisch-römische Welt besass in ihrer Moralphilosophie eine feine Lehre, die der christlichen oft zum Verwechseln ähnlich sieht. Und doch war beiden die Liebe abhanden gekommen. — Auch unsere Zeit hat treffliche Gesetze und viel schöne Lehren, aber was hilft's? Vom Christentum sind die zehn Gebote und die sittlichen Vorschriften überhaupt den meisten geläufig, aber Christus selbst ist ihnen ein Fremder, Jesus Christus lebt nicht mehr in ihren Herzen, für sie ist er tot geblieben und nicht auferstanden; drum ist jene Kenntnis ohne Wert. — Nicht eine blosse Lehre, nicht ein Gebot, nein, Christi Person ist unser Heil, Christus selber ganz und gar, mit Leib und Seele, mit Wort und That, Jesus Christus im Leben und im Sterben. Die Predigt von Christo ist ungleich praktischer, als das, was Herr von Egidy rät: „Den Menschen immer und immer wieder darauf hinweisen, wie er denken, wie er lieben, wie er beten, wie er bereuen, wie er empfinden, wie er handeln soll, um sich der täglich ihm erwiesenen Liebe Gottes wert zu machen.“ Wenn es so leicht wäre, Menschen zu erziehen, o — dann wären wir längst alle sündlose Engel! Wer je ein Kind gross gezogen, der weiss, dass für die sittliche Entwicklung das gute Beispiel der Eltern und Erzieher, dann allgemein: guter Umgang, weit wichtiger und fruchtbarer ist, als viele Anweisungen. Durch unbewusste Nachahmung bilden wir uns viel leichter und sicherer, als durch mühseliges Befolgen von Lebensregeln. Es ist das mit der sittlichen Bildung wie mit der gesellschaftlichen; auch diese hat noch niemand durch das Lesen und Lernen von Anstandsregeln gewonnen.

Gewiss, es ist eine herrliche Lehre, die uns die Liebe erkennen lässt als die Summe aller Tugend. Aber in ihr schon ist es ausgesprochen, dass Tugend, dass wahre Gesittung durch allerhand Anweisungen nicht erzwungen werden kann, denn durch Gesetzesgehorsam wird Liebe nicht geboren; Liebe lässt sich nicht erdenken noch anbefehlen. Gebote und Gesetzesbestimmungen können wohl dadurch, dass sie Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Lohn erregen, einzelne schlechte Handlungen verhindern, einzelne gute Werke veranlassen, und deshalb sind sie zur Erhaltung der äusseren Ordnung gut und nützlich: Aber solch formales Rechthandeln, mag es auch zur Gewohnheit werden, ist noch nicht moralisch. Eine reine, edle Gesinnung erst, die ohne jene äusseren Reizmittel von Herzen gern das Gute thut und das Böse meidet, diese erst macht den sittlichen Charakter aus: Eine solche aber kann durch äussere Vorschriften und Verhaltungsmassregeln nicht erzeugt werden. Darum hat alles Gesetzeswesen, wie unentbehrlich es auch aus anderen Gründen ist, für das sittliche Leben doch nur vorbereitenden Wert; das gilt innerhalb der Erziehungsgeschichte der Menschheit ebenso, wie bei der Erziehung des einzelnen in Schule und Haus.

Auch müssen ja alle Hinweise und Lebensregeln stets lückenhaft und unvollständig sein. Man weise mich doch darauf hin, wie ich „empfinden, lieben, beten, bereuen, handeln“ soll! Ich möchte wahrlich wissen, wie man das erschöpfend und ausreichend jemals sagen will! Wohl die beste Musterkarte solcher Hinweise bilden die zehn Gebote. Und doch: wie vielfach kann ich meinen Mitmenschen lästig fallen durch Fehler und Schwächen, ohne gegen den Buchstaben des Gesetzes zu verstossen! Zahlreichere Hinweise enthält das staatliche Gesetz. Und doch: Wie bitter kann ich meinem Nächsten wehe thun, ohne dem Gericht zu verfallen! Aber gesetzt auch, man vermöchte alles zu sagen — werde ich dann nicht bei dem letzten Hinweis schon den ersten vergessen haben? Und wie soll ich's gar in der Praxis halten? Soll ich in jedem Einzelfalle die Musterkarte aller Sprichwörter durchstudieren, um zu wissen, welches Verhalten gerade das rechte sei? Aber ich werde mir die Mühe gar nicht nehmen; ich werde des ewigen Geredes längst überdrüssig sein und alle „Moral“ zum Teufel wünschen.

Nein — das lebendige Beispiel schafft hier mehr als alles Gerede. Wenn ihr's den Menschen noch so viel sagt, wie sie denken, lieben, beten, bereuen, empfinden, handeln sollen, — damit werdet ihr nichts erreichen. Genügte das, so wäre Moses der Heiland und Christus wäre umsonst am Kreuze gestorben! Christi Person ist unser Heil. Jesus Christus offenbart es uns durch sein Leben, wie wir auch leben sollten, um vollkommen, ja, um wahrhaft gut und glücklich zu sein; und indem er so lebt und allen Versuchungen zur Sünde widersteht, so beweist er uns handgreiflich die Möglichkeit und Durchführbarkeit solchen Verhaltens, so dass wir keine Entschuldigung haben. Wer nun als wahres Gotteskind sein heiliges Vorbild anbetender Liebe voll im Herzen trägt, der hat in sich selbst, in seinen Willen hinein, aufgenommen das sittlich-religiöse Ideal als eine Kraft, die ihn hält, die ihn mächtig antreibt gut zu sein, die ihn stetig läutern und veredeln wird, ja, die ihn wieder und wieder aufrichtet, wo er in Schwachheit gefehlt; ja, der kann nicht untergehen! Das und nichts Anderes besagt die Lehre von der Gnade Gottes in Christo, die durch den Glauben angeeignet, nur dem gläubigen Herzen eingegossen wird (gratia infusa) als eine Sünden tilgende, zur Heiligung treibende Gotteskraft. Dasselbe besagt die bildliche Rede von den überfliessenden Verdiensten Jesu und seiner Heiligen, die wie ein unsichtbarer Schatz von der Kirche verwaltet und dadurch, dass man Christi Bild auf alle Art den Herzen einzuprägen sucht, den Gläubigen gespendet werden.[1]) Weit entfernt, uns in eine gefährliche Sicherheit zu wiegen, ist diese Lehre dem Aufstrebenden ein Wort des Trostes und der Ermunterung. Hier ist der Glaube an den Heiland die Nährkraft der Liebe und die Hoffnung, ja die Gewissheit nicht vergeblichen Bemühens, ist der wärmende Strahl, der die goldene Frucht zur Reife bringt; und eben darum ehren wir im Christentum die

[1]) Dass beide Bilder, buchstäblich genommen, einen schiefen Sinn ergeben und zu Zeiten ein äusserliches, mechanisches Verfahren begünstigen konnten, ist wahr. Aber jeder Vergleich hinkt; und nichts ist so heilig, dass es nicht Menschen missbraucht hätten. Oder sind nicht auch die heute in Grossstädten vorkommenden Massentaufen und Massentrauungen ein mechanisches Abthun, das tieferem religiösen Empfinden ins Gesicht schlägt?

absolute Religion, weil dieses allein die rechten Mittel in Anwendung bringt, Liebe zu nähren und zu beleben. „Einem Menschen unter dem Gesetze ist geboten heilig zu sein und darum martert er sich zu Tode; einem Menschen unter der Gnade ist gegeben heilig zu sein, und darüber freut er sich in Ewigkeit.“ „Lege operum dicit deus: Fac, quod iubeo; lege fidei dicitur deo: Da, quod iubes.“ „Fides impetrat, quod lex imperat.“ Darum — gelobt sei Jesus Christ! —

Die freie Selbstbestimmung des Menschen, von der wir oben gehandelt haben, wird sie denn unterdrückt und überflüssig gemacht durch Christum? Das freie Aufstreben zur Heiligkeit und Vollkommenheit, wie wir's zuerst und unmittelbar in allerlei symbolischen Kultushandlungen und asketischem Busswerk äusserlich offenbar werden sahen, hat es im Christentum keinen Raum? Das sei ferne! Man hat die Worte Pauli über Gesetz und Glaube in diesem Sinne missdeutet; aber dieselben beziehen sich auf die oben klargelegte Bedeutung jener beiden Momente innerhalb der Heilserziehung selbst, nicht auf die daneben hergehende, durch alle Erziehung immer nur zu unterstützende Selbstthätigkeit, die den Erziehungsprozess in der Geschichte der Menschheit ebenso wie im Elternhause bald stören, bald fördern wird. Auf diese eben weist die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke hin. Eine Verführung zu pharisäischer Aufgeblasenheit liegt in derselben nicht, da die andere von der Notwendigkeit der Gnade Gottes in Christo daneben steht, auch jedem gelehrt wird: „Cum deus coronat merita nostra, nihil aliud coronat, quam munera sua“; — ist doch Gott, als letzte Ursache aller Dinge, auch der Urquell unserer Werke: „Gott ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.“ Und die weisen Ratschläge der Kirche gliedern die freie Arbeit des Menschen an sich selbst der Christusverehrung organisch ein und machen sie zu einem wesentlichen Teil derselben; Christus wird Mittelpunkt des Kultus, und die frommen Bussübungen geschehen als Andachtsübungen im Aufblick zu ihm. Auf diese hilfreiche Beratung des Menschen in seiner Heiligung bezieht sich die Lehre von der mitwirkenden Gnade (gratia cooperans); durch sie werden die beiden Ströme zur

Gerechtigkeit, Glaube und eigenes Aufstreben, Erziehung und Selbstbestimmung, in ein Bette geleitet. Und werden wir nun auch „durch die Werke gerecht, nicht durch den Glauben allein", so bleibt es doch ewig wahr: „Certum propriumque fundamentum fidei catholicae Christus est." Jesus Christus ist „das *A* und das Ω, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte". „Wer den Namen des Herrn wird anrufen, der soll selig werden."

Jesus Christus, der Gekreuzigte, steht im Mittelpunkt der christlichen Verkündigung. Das Bild des dornengekrönten Heilandes prangt auf den Altären, aufgepflanzt ragt es an den Wegen, auf den Äckern, auf den Begräbnisstätten, es schmückt die Ecke des Wohnraumes, wo immer Christen leben; den Gekreuzigten verkündet jede Predigt, jede Feier in den Kirchen.

Ja, den Gekreuzigten! Jesus Christus, wie er den Leidensweg wandelt, wie er dann am Kreuze hängt, die Arme weit ausgebreitet, gleichsam um uns alle an sein treues Herz zu ziehen, bildet von je in der Kirche den Hauptgegenstand der andächtigen Betrachtung. Und warum wohl der leidende Christus? Was bedeutet es, wenn gesagt wird, dass gerade durch das heilige Blut Jesu, durch sein unschuldiges Leiden und Sterben die Erlösung sich vollendet habe?

Wir werden es begreifen, wenn wir daran denken, welche Bedeutung das Leiden hat für die fromme Betrachtung. Darin erst offenbart sich uns ganz die Grösse wahrer Frömmigkeit, vollendeter Heiligkeit, dass für sie das Übel sich harmonisch eingliedert in das gottgeordnete Getriebe des Geschehens. Wir sahen — durch Leiden wird das Glück, die innere Seligkeit des Heiligen nicht gestört, denn das Wohlbefinden der Ichheit ist nicht mehr das Ziel seines Begehrens. Ja, er schätzt das Leiden hoch als den Prüfstein wahrer Frömmigkeit; wo anders sollte diese sich bewähren, wenn nicht im Leid?[1]) Die höchste Vollkommenheit, die volle Gottmenschlichkeit, wird sie also nicht im tiefsten Schmerze erst als wahr erkannt werden? Wann

---

[1]) Vgl. S. 34.

dünkt es uns denn am schwersten, ja schier unmöglich, auszuharren in Geduld und im Vertrauen zu Gott und in der Liebe zu den Mitmenschen? Sind es nicht die Stunden des Leidens, die Stunden, da es uns schlechter geht als anderen — ja, vorzüglich die Stunden, da die Menschen selbst uns unrecht thun, uns unschuldig beleidigen und verfolgen, verhöhnen, verspotten und allen leiblichen und seelischen Schmerz, Marter und schmachvollen Tod auf uns häufen? Dass es auch dann noch möglich sei, gut und liebevoll zu bleiben und jeden Zweifel, jedes Rachgefühl zu unterdrücken — wir würden es einfach nicht glauben. Aber wir lernen es glauben in der Betrachtung des Gekreuzigten auf Golgatha, wie er dort hängt mit blutendem Haupt, die Hände und Füsse mit Nägeln durchbohrt, verhöhnt und geschmäht von der rasenden Menge, verlassen von aller Welt, eine lebendige Predigt: „Sehet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerz.“ Wohl ist es ein grosses Wort: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen“; aber hätte er uns nichts, als solche Worte hinterlassen, wir würden, wenn's uns trifft, höchstens die Achseln zucken und sagen: „Der hat gut reden!“ Und so nicht minder, hätte er uns auch zum Gottvertrauen nur mit schönen Reden ermahnt. Aber vorgelebt hat er's und vorgelitten; allen Schmerz des Leibes und der Seele musste er ertragen, wie je ein Mensch, damit wir keine Entschuldigung haben. Seine Gotteinigkeit, sein entsagender Gehorsam, seine Treue, seine Liebe zu Gott und den Menschen, seine Hoheit und Reinheit, sie ist im denkbar schwersten Leiden bewährt und für vollkommen befunden: Und nun erst ist er uns wahrhaft das Urbild vollendeter Heiligkeit, der Erlöser der Welt aus aller Sündennot.

Erst, wenn wir mit Jesu den Kreuzweg gehen, da wird es uns klar: „Wahrlich dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!“ Ohne sein Leiden und Sterben wäre sein Leben umsonst. Erst „darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden“. „Christus hat gelitten für uns und uns ein Vorbild gelassen, dass ihr seinen Fussstapfen nachfolgen sollt; welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden; welcher nicht wieder schalt, da er gescholten

ward, nicht drohete, da er litt, er stellete es aber dem anheim, der da richtet.“ „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters.“

Sein heiliges Leben, sein unschuldiges Leiden und Sterben ein Schuldopfer, dargebracht zur Sühnung unserer Sünde! Wir reden von dem grossen Versöhnungsopfer auf Golgatha. In den Worten liegt noch ein tieferer Sinn; Jesu Kommen lässt noch eine ganz andere Betrachtung zu.

Das sittlich-religiöse Ideal des ganz mit Gott und in ihm mit aller Welt sich eins wissenden Menschensohnes, der stetig von Gott sich durchlebt und durchwirkt fühlt und in Demut sein Eigenwollen dem göttlichen Allwillen gehorsam-geduldig einfügt; — ja dieser Gottmensch, in dessen Person der Mensch sich in Gott und Gott sich im Menschen begreift; — der vollkommene Mensch, der durch Mässigung und Liebe ein wahres Gotteskind, in brüderlicher Gemeinschaft mit seinen Mitmenschen, in treuer Arbeit und geistigem Sinn sich über die Natur erhebt, weil er des göttlichen Wesens oder Willens als des schöpferischen Urquells aller Dinge umher und seiner eigenen Kräfte und Lebenszwecke dauernd sich bewusst ist; — ja, wahrhaftig, dieser ist der Endzweck allen Menschentums, jeden Menschenlebens, das Ziel aller menschlichen Entwicklung. Und stammt diese von Gott, hat sie, wie alles in der Welt, unmittelbar oder durch Zwischenursachen (Naturgesetze, drängende Verhältnisse u. s. w.) vermittelt, im göttlichen Willen als der allumfassenden Weltursache, dem Urquell alles Seins, ihren letzten Grund, so müssen wir sagen: Nur um dieses Menschheitsideal hervorzubringen, ist die irdische Schöpfung da, und sie wäre umsonst in dem Augenblick, da sie zu solcher Hervorbringung unfähig würde. Der ewige Schöpferwille, der sie allein um jenes Weltzweckes willen trägt und hält, müsste sie in demselben Momente als wertlos und unnütz fallen lassen, um sie durch eine Neuschöpfung zu

ersetzen: Was freilich deshalb nicht vorkommen kann, weil die letzte Ursache aller Dinge in ihrer Allmacht jederzeit alle für ihre Zwecke nötigen Mittelursachen mit diesen Zwecken selbst in sich enthält, also gar nicht imstande ist, etwas Wertloses und Unnützes hervorzubringen.

Nun hat Jesus Christus als der erste den idealen Endzweck allen Menschentums unter uns realisiert. Er zuerst und allein hat auf Erden vollendet, was der Schöpfer geplant. So hat er als der erste und einzige in aller vollkommenster Weise dem bis dahin unerfüllten, unbefriedigten Gotteswillen Genüge geleistet; und wo dies weiterhin noch geschehen sollte, da ist es gewirkt und vermittelt erst durch ihn, durch die erlösende, heiligende Macht seiner Persönlichkeit. Das Erlöserleben Jesu, insbesondere sein unschuldiges Leiden und Sterben als die Krone dieses Lebens, dieses allein ist die Gewähr und der Beweis, dass die Schöpfung durch alle Sünde hindurch noch zu ihrem Endzweck hindurchdringen kann. Drum ist es Jesus Christus in Wahrheit, im Hinblick auf den allein die Welt vor Gott Existenzberechtigung hat; Vernichtung wäre unser Los um der Sünde willen ohne ihn. Indem er durch sein heiliges Leben und durch sein unschuldiges Leiden und Sterben dem bis dahin nicht erfüllten Schöpferwillen Genüge leistet, so hat er „dem Tode die Macht genommen", das göttliche Vernichtungsurteil zurückgehalten und uns der Gnade Gottes, der Vergebung der Sünde gewiss gemacht, — der Sünde „die bis anher geblieben war unter göttlicher Geduld". Das und nichts Anderes sagt die bildliche Rede von der zürnenden Gottheit, der durch das grosse Versöhnungsopfer auf Golgatha Genugthuung wird.

Ja, in Wahrheit, Jesus Christus ist das Herz der Welt, die Angel unseres Daseins, der Mittelpunkt der Geschichte, der Mittler zwischen Gott und Welt. Er allein verbürgt uns Gottes Barmherzigkeit und ewiges Glück. Er, der Erlöser, hat unser Leben geheiligt, so wir an ihn glauben. Aber mehr noch: Unser ganzes Dasein in seiner Entwicklung, ja die ganze Weltgeschichte, wird getragen, gehalten, ermöglicht nur durch ihn, den Versöhner, den Retter. Er ist „das Opferlamm, das der Welt Sünde trägt".[1])

[1]) Wie wird Jesus Christus uns nahe gebracht? In welcher Weise ist Sorge getragen, dass wir ihn kennen lernen und liebgewinnen können? Die Lehre

3. Die Geistesausgiessung.

Gut und nützlich ist der Gehorsam, darin der Mensch sich gewissenhaft-ängstlich der gesetzlichen Vorschrift unterordnet. Besser ist die fröhliche Begeisterung für ein herrliches Vorbild, dem wir mit jugendlicher Lebensfrische nacheifern. Aber hinaus über beides soll der Mensch fortschreiten zu freier Selbstbestimmung aus innerster Überzeugung. Den Fortgang hierzu will ja beides nicht ersparen, aber vermitteln, erleichtern und beschleunigen. Selbst soll jedermann ein Christus werden, der nicht nur um äusseren Gesetzes willen, aber auch nicht mehr nur aus Liebe zu Christo und seinen Heiligen, sondern, wie einst Jesus Christus selbst, aus eigenstem Antrieb heraus göttlich handelt und nicht anders handeln will noch kann. Dann erst ist die Erziehungsgeschichte der Menschheit vollendet; das erst ist die rechte Wiedergeburt aus dem Geist zu einem neuen, heiligen Leben, dass wir, durch Christum gerechtfertigt und geheiligt vor Gott, nun nicht mehr nur Christen, nein, mehr und mehr Christus selber sind; das erst ist freie Gesittung und sittliche Freiheit, das erst ist Leben und Seligkeit; denn so erst ist der Mensch durch Erziehung selbst der Erziehung entwachsen und zu voller Selbständigkeit gelangt.[1]) Drum spricht der Herr zu Nicodemo: „Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde . . . aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ — „Ich will den Vater bitten, und er soll euch einen anderen Tröster geben, dass er bei euch bleibe ewiglich, den Geist der Wahrheit. — Es ist euch gut, dass ich

---

von der Kirche und den Gnadenmitteln wäre hier zu behandeln; doch das würde ein Eingehen auf konfessionelle Fragen nötig machen, wie es an diesem Orte nicht passend ist.

[1]) Wird je eine Zeit sein, da alle Menschen auf dieser Stufe stehen? Wohl nicht. Darum soll der Christusdienst durchaus nicht aufhören, um der Geistesfreiheit willen; auch nicht, wie der Anarchismus will, das Gesetz. Nötig ist das auch gar nicht, da beide durch Beispiel oder Zwang nur das zur Gewohnheit machen wollen, was der freie, der vollkommene Mensch schon von selbst thut; wie könnten sie diesen also in der Selbständigkeit seines Handelns beengen? Ihm ist das Gesetz keine äussere Vorschrift mehr, Christus kein Vorbild, vielmehr bilden beide nur den Ausdruck und die Verkörperung dessen, was sein Eigenwille ohnehin anstrebt.

hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden. — Er bleibet bei euch und wird in euch sein; . . . der wird euch in alle Wahrheit leiten."

„Im Glauben liegt des Menschen Wert, des Menschen Glück", so urteilte eine vergangene Zeit. Heut zuckt man wohl die Achseln über solche Rede und ist stolz darauf, dass wir nun so verständig geworden, nicht nach dem Bekenntnis, sondern nach dem sittlichen Verhalten einen Menschen zu beurteilen. Man thut wohl daran; aber ich meine doch, dass obiger Satz so ganz sinnlos nicht ist und aller Missachtung zum Trotz auch heute noch gilt. Man hat ihn missdeutet, hat ihn missbraucht im Sinne eines ebenso geist- und herzlosen, wie scheinheiligen und unfruchtbaren Pharisäertums. Aber das sollte uns nicht das Auge trüben für die tiefe Wahrheit, die er zum Ausdruck bringt.

Glaube — *πίστις*, fides — das heisst nicht leere Einbildung, auch nicht kaltes Wissen, sondern mehr als beides: Wissen oder Einbildung, je nach dem, sie werden zum Glauben, sobald sie Herzenssache werden. Eine feste, lebhafte Überzeugung, die uns beseelt, für die wir uns ereifern können, das ist „Glaube"; eine Überzeugung, die bestimmte Grundsätze sicher stellt und so Gesinnungen erzeugt, also all' unserem Thun und Treiben eine gemeinsame Grundrichtung giebt. Solcher Herzensglaube aber macht freilich des Menschen Wert, des Menschen Glück; er ist die treibende Kraft des sittlichen Handelns. Freilich — Gott nur sieht das Herz an, wir müssen uns in unserem Urteil an die Thaten halten; aber diese sind nur der Ausfluss unserer Gesinnungen, sie wurzeln in unserem Glauben und wachsen mit logischer Notwendigkeit daraus hervor; sie wären andere, wenn unsere Überzeugungen andere wären. Drum sieht Gott mit Recht nur das Herz an; und mit ebenso gutem Rechte (wenn auch nicht mit unfehlbarer Sicherheit) schliessen wir von dem äusseren Verhalten eines Menschen auf seinen inneren Wert.

Ohne Zweifel, dies ist das erste, dass ein Mensch Gesinnung habe; dass er sich noch begeistern kann für eine Idee; wer dessen nicht mehr fähig, ist verloren. Als zweites aber ist not, dass seine Ideale nicht überspannte Phantasiegebilde sind, auch kein

triviales Alltagsgerede, sondern ein schönes System gesunder Lehren. Und als drittes ist zu wünschen, dass die Ansichten, die das Fühlen und Denken eines Menschen beherrschen, nicht einseitig, sondern möglichst allseitig und umfassend sind; dass sie möglichst allen Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens gerecht werden.

Insbesondere ist es ein Punkt, hinsichtlich dessen uns unsere Weltanschauung Trost und Hoffnung spenden sollte. Wenn wir sehen, wie alles Leben vergeht und zu Erde wird, wie all unser Mühen und Arbeiten doch schliesslich der Tod jäh abbricht; wenn nun gar der Astronom uns beweist, dass dereinst die Erde erkalten muss und dann unbewohnbar ist, — wie dann alles, was Menschen gefühlt und gedacht, was sie erstrebt und geschaffen, vorbei ist und für immer dahin, — die Welt ein ungeheures Grab — da packt uns wohl ein banger Schauer und wir fragen bestürzt: Wozu quälen wir uns, was sorgen wir und mühen uns ab? Ist nicht alles umsonst? Auch das Edelste, was wir durch schwere Arbeit zustande bringen, alle Erkenntnis, all' die herrlichen Schöpfungen der Kunst, die Erfindungen der Technik, die Meisterwerke der Industrie, die Thaten unserer Helden, die geschickte und immer besser dem Bedürfnis sich anschmiegende Ordnung der Staaten, — alles, alles muss vergehen, alles ist vergebens gewesen, und nicht einmal die Erinnerung bleibt! Wozu leben wir also? Wozu arbeiten wir? Dass ein junges Geschlecht uns beerbe? Auch dieses wird vergehen! Nichts hat Bestand! Was wir erreichen, es ist ja doch nur ein Phantom und schnellem Untergang geweiht! Lohnt das die Müh?

Wenn uns solch trübe Gedanken quälen und in Verzweiflung bringen, kommen wohl die klugen Leute mit freundlichem Rat. Da ist zunächst der biedre Spiessbürger, für dessen wohl umschränktes Geistesleben jene „Träumereien“ freilich eine unbegreifliche Extravaganz bilden. Er weiss sich unseren Zustand nur so zu erklären, dass wir zu viel Zeit haben müssen zu „überflüssigen“ Grübeleien, — als ob das hoch wichtige Politisieren hinterm Biertisch keine Zeit erforderte. Drum preist er uns die Arbeit als Heilmittel an, als wenn wir müssige Tagediebe wären und uns langweilten. — Und noch andere gute Freunde finden

sich ein und möchten uns helfen. Wie jene durch Arbeit, so wollen uns diese durch Zerstreuungen und Lustbarkeiten auf andere Gedanken bringen; sie führen uns, wie Mephistopheles den Faust, von Genuss zu Genuss, von Vergnügen zu Vergnügen. „Weg mit den Todesgedanken! Geniesse das kurze Leben, so lange dir's vergönnt ist, und frage nicht, was dann wird sein! Im Strudel der Lust, im Taumel der Vergnügungen, im Rausche der Freuden vergiss die finsteren Zweifel all'!" Das ihr Rat; und sie können uns eine solche Lebensführung gerade auf Grund unserer pessimistischen Weltbetrachtung als das aller Vernünftigste hinstellen. „Wozu sich mässigen, sich quälen, wozu entsagen immer und entsagen, wenn doch schliesslich alles wertlos ist und vergänglich? Frei der Lust gelebt, den Begierden gefröhnt, in allen Wonnen geschwelgt, so lange es noch nicht zu spät ist! Was schadet's? Kann uns einst das Leben nichts mehr bieten, haben wir den Kelch der Freuden geleert, erfüllt uns dann wohl Ekel und Überdruss, sollen wir etwa gar den Leidenskelch kosten — nun denn, getrost ein Ende gemacht! Ob's ein paar Jahre früher endet, oder später, das müssige Spiel, was liegt daran?"

Nicht Heilmittel sinds für die kranke Seele, sondern Betäubungsmittel, die man uns bietet — jene Spiessbürgerweisheit ebenso, wie der Leichtsinn mit seinem Galgenhumor. Statt die finsteren Geister zu bannen durch die Konsequenz des klaren Denkens, will man unseren Geist stumpf und müde machen, dass er sie nicht mehr gewahr wird, und statt dem Tode mutig ins Auge zu schauen, sollen wir den Kopf nach Straussen Art in den Sand stecken! Ist's nicht Unnatur, die so naturgemässe Lebensfreude erst durch Gedankenlosigkeit sich erkaufen zu sollen — als wäre das Denken naturwidrig?

Nein, eins nur giebt es, das unseren Geist erhebt und uns mit Trost und neuem Lebensmut erfüllt: Wir müssen der pessimistischen Betrachtung, die aus der Nichtigkeit alles Irdischen auf die Wertlosigkeit des Daseins überhaupt schliesst, die feste Überzeugung entgegensetzen können, dass all' unser sittliches Streben, all' unser Mühen und Arbeiten durchaus nicht umsonst und vergeblich ist, nein, ewigem Weltzwecke dient; ja, dass dieses Zweckes endliche Verwirklichung mit derjenigen vollkommensten,

unvergänglichen Glückes zusammenfällt. Wir müssen glauben lernen, dass wir (als Werkzeuge in Gottes Hand) für die Ewigkeit schaffen. Eben dieser Glaube, der den Leidenden tröstet, den Glücklichen demütigt und die sicherste Grundlage aller Lebensfreude und aller Gesittung bildet, ist unserer Zeit abhanden gekommen. Die Zufriedenheit, die man nun entbehrt, sucht man durch irdische Schätze und weltliche Genüsse zu erjagen, und so entsteht ein Hasten nach Gewinn, nach Vergnügungen und Lustbarkeiten, daneben ein Prahlen und Prunken mit Geld und Gut, das auch die weisesten Massnahmen unserer Sozialpolitik nicht beseitigen werden. Man kann ja manche äusseren Schäden namhaft machen; gewiss, es sind deren viele, und der Staatsmann muss bemüht sein, den und jenen Übelstand, der gerade besonders lästig wird, durch gesetzlichen Zwang aus der Welt zu schaffen. Aber statt dieses einen spriessen andere neu auf, wie ein Fliederstrauch schnell neue Zweige treibt, rodet ihr nicht die Wurzel aus.

Gebt dem Volke seinen Glauben wieder, darin es Trost und Ruhe finden mag, und es wird besser werden. Freilich — wie kann das geschehen? Ja — wie werden denn heute Überzeugungen geschaffen?

Der mittelalterliche Mensch besass jene tröstliche Gewissheit, die uns heute fehlt, in seinem Kirchenglauben, der ihm Gottes Gnade und ewige Seligkeit als Lohn seines irdischen Strebens, als Äquivalent für alles Erdenleid in Aussicht stellte. Fühlte er sich durch Zweifel beunruhigt, so suchte er Rat beim „heiligen Vater“ der Christenheit; er wandte sich an seinen Beichtvater, der von Rom aus wohl instruiert war, und dessen Wort galt ihm als Gottes Wort. Der Papst in Rom beherrschte durch seine Glaubensdekrete die Gemüter. Umgeben von allem Glanz weltlicher Herrlichkeit, gebot er über Glauben und Sitten als Statthalter Gottes auf Erden, und gehorsam unterwarf sich die Welt seiner Entscheidung: Gleich wie ein Kind die Ansichten seiner Eltern gläubig hinnimmt und den Vater als unfehlbare Autorität verehrt. Die Zeiten des Mittelalters mit ihrem Autoritätsglauben sind die Kinderjahre der christlichen Welt; für sie war das Papsttum eine sehr natürliche und durchaus segensreiche Institution.

Aber der Mensch bleibt nicht ewig Kind; er reift heran zum Jüngling, zur Jungfrau. Und so ist auch der Christenheit ihre Jugendzeit gekommen: Das Zeitalter übersprudelnden Freiheitsdranges, das mit der Renaissance begann.

Der Jüngling lebt nicht mehr unter der Herrschaft eines blinden Glaubens an menschliche Autorität: Selbständig will er sich seine Meinung bilden; durch eigene Lebenserfahrungen will er seine Ansichten über Welt und Leben gestalten, und nur selbstgeschaffene Grundsätze sollen sein Handeln bestimmen. Aber sein Urteil ist noch beeinflusst durch das System von Welt- und Lebensanschauungen, das er als Kind ohne Prüfung vom Vater her übernahm, und nicht immer ist er stark genug, jene Vorstellungen, jene Ideen, in denen er erzogen wurde, die aus den Träumen der Kindheit her in seinem Geiste fortleben, auf ihren Wert hin mit kaltem Verstande zu prüfen. Er schrickt zurück vor dem Ansinnen, diese ihm so lieb gewordene Denkweise, in die er sich von Kind an einlebte, — diese Anschauungen, in denen er sich so heimisch fühlt, einer nüchternen Kritik zu unterwerfen. Sie gelten ihm als selbstverständlich und unantastbar; er glaubt sich ihrer „innerlich gewiss".

Eben diese Paarung von freier Forschung und halb unbewusstem Autoritätsglauben charakterisiert die evangelische Christenheit. Der gläubige Protestant schickt nicht nach Rom, wenn ihn ein Zweifel plagt; keinen Menschen will er als Stellvertreter Gottes über sich gelten lassen, und von keiner irdischen Macht lässt er sich vorschreiben, was er glauben und hoffen darf. Unmittelbar will er Gottes Stimme in sich selbst hören. Und doch wagt er es noch nicht, völlig frei und unabhängig nachzudenken, vorurteilslos Natur- und Menschenleben zu erforschen und aus diesen Erkenntnissen allein seine Überzeugungen zu gestalten. Er forscht wohl selbst, aber in der Bibel, und was er hier geschrieben findet, ist ihm Gottes Wort und als solches unbezweifelbar. Kann er von einer Meinung sagen, sie sei schriftgemäss, so fühlt er sich völlig beruhigt; ein weiteres Fragen nach Gründen erscheint ihm dann zum Mindesten überflüssig wenn nicht ketzerisch. Die Vernunft bleibt ihm ein Irrlicht, dem er sich nicht gern anvertrauen möchte.

Weder den einen, noch den anderen Standpunkt möchte ich kurzweg verwerfen. Ein jeder war für seine Zeit gut und hatte für sie volle Berechtigung; ja er behält sie auch heut und in Ewigkeit, denn stets wird's in der Kirche Kinder und Unmündige geben. Ich bekenne es frei: Weder die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes noch die Untrüglichkeit des Bibelwortes ziehe ich in Frage. Und doch kann ich behaupten: Es bedeutet einen geistigen Fortschritt, wenn sich der moderne Mensch weder mit der Auskunft: „Roma locuta est", noch mit der anderen: „es stehet geschrieben" zufrieden giebt, sondern nach sicheren Beweisen und nach klaren, hellen Vernunftgründen verlangt. Auch die Jugendzeit der christlichen Welt nahet dem Ende, wir stehen an der Schwelle des Mannesalters.

Was thun wir heut, wenn wir im Zweifel sind, wie wir über diese und jene Frage urteilen sollen? Schicken wir nach Rom? Schlagen wir in der Bibel nach? Mag sein! Aber wenn wir's auch thun, so fühlen wir doch unabweisbar das Bedürfnis, unser Urteil auch wissenschaftlich zu begründen — zu wissen, weshalb die Antwort jener Autoritäten so oder so lauten müsse. Wir nehmen ein wissenschaftliches Lehrbuch zur Hand oder fragen einen Fachgelehrten; kurz, wir suchen zu erfahren, zu welcher Ansicht die Wissenschaft durch vorurteilsfreies Nachdenken, durch genaue Beobachtung der Thatsachen und durch vorsichtige Prüfung der Berichte geführt worden ist. Nicht, als ob wir in jedem Falle die notwendigen Untersuchungen selbst machen wollten: Dazu fehlt uns die Zeit; dafür unterhalten wir ja unsere Gelehrten und zahlen hohe Steuern zur Gründung von Universitäten, Akademien, Laboratorien, Bibliotheken, Sternwarten und anderen wissenschaftlichen Instituten. Aber wir fordern genauen Bericht über die Ergebnisse der Forschung, um dadurch unsere Anschauungen zu klären. Und auch ohne die ausdrückliche Absicht, uns zu belehren, nehmen wir in der Unterhaltung mit anderen, vor allem aber durch die Lektüre unserer Zeitung, täglich, stündlich die neuen Ideen in uns auf, die durch Wissenschaft zu Tage gefördert werden, unwillkürlich und uns selber unbewusst. So dringt die Wissenschaft ins Volk und herrscht mehr und mehr über Glauben und Denken der Menge. Sie ist es, die heut und

nun in alle Zukunft die Ideenbildung leitet: Nur durch sie werden fernerhin Überzeugungen geschaffen, wo die alltägliche Lebenserfahrung nicht ausreicht. Nur durch Wissenschaft können daher jene Überzeugungen gerettet oder neu gestaltet werden, die einst die Menschheit glücklich und zufrieden machten und die sichere Grundlage edler Gesinnungen, die energische Triebkraft zu reiner Tugend und selbstloser Nächstenliebe, zu redlicher Arbeit und treuer Pflichterfüllung bilden.

Und was ist das — Wissenschaft?

Einst hat es nur eine Wissenschaft gegeben; sie hiess Philosophie. Klein war damals noch der Schatz unserer Erkenntnisse, klein und leicht zu überschaun. Dem Denker war es wohl möglich, das Gesamtwissen seiner Zeit zu umfassen. So gewann er ein nach allen Seiten hin gleichmässig ausgeführtes, ein harmonisch ausgebautes System wissenschaftlicher Welt- und Lebensanschauungen, — mochte dies auch noch gar lückenhaft sein und vielfach durch gläubig hingenommene Dichtung ergänzt werden.

Aber grösser und grösser ward das Gebiet des Wissens, grösser immer und unübersichtlicher die Fülle menschlicher Erkenntnis, und immer kleiner die Zahl derer, die sich den Überblick über das Ganze bewahrten: Immer schwieriger wurde es, eine harmonische Bildung zu gewinnen. Nach und nach schieden sich nun die einzelnen Fachwissenschaften als gesonderte Zweige des Forschens von der umfassenden Gesamtwissenschaft ab, und das durchaus nicht zum Nachteil dieser letzteren. Das Prinzip der Arbeitsteilung wurde mit bestem Erfolg auf die wissenschaftliche Thätigkeit angewendet. Aber wo Licht ist, da ist auch Schatten; mit dem grossen Vorteil, den es ohne Zweifel gebracht hat, waren gewisse Schäden verknüpft und liessen sich kaum vermeiden.

Man klagt wohl im Handwerk über die ungenügende Ausbildung der heutigen Arbeiter; nur wenige verstehen es noch, ein ganzes Stück zu fertigen; jeder ist nur auf die Herstellung einzelner Teile eingearbeitet, ein anderer empfängt diese Teile und setzt sie zusammen. Das mechanische, maschinenmässige, was in dieser Art des Arbeitens liegt, macht gedankenlos und

stumpft die Schaffensfreudigkeit ab; ohne Zweifel liegt auch hier eine Quelle der Geringschätzung aller Arbeit (die nicht mehr als Freude, sondern als Last gilt) und aller Missbefriedigung überhaupt.

Dieselbe Gefahr der Einseitigkeit aber droht dem wissenschaftlichen Arbeiter nicht minder. Nur zu leicht wird auch er dem Gaule gleich, der mechanisch seinen Wagen zieht, Scheuklappen rechts und links. Jedem wird sein Fach die Welt; was ausser demselben liegt, sinkt ihm in unbestimmtes Dämmerlicht zurück und verliert mehr und mehr allen Einfluss auf sein Urteil, alle Bedeutung für die Entwicklung seiner Welt- und Lebensanschauungen. Und so ist der Fachgelehrte oft schlimmer daran, als der Laie, dessen Ansichten zwar wissenschaftlicher Klarheit und Gründlichkeit entbehren und vielfach gewiss recht kindlich und oberflächlich bleiben, doch aber durch die gleichmässiger nach allen Gebieten hin leuchtenden Erfahrungen des praktischen Lebens vor jener beängstigenden Einseitigkeit geschützt sind.

Aber die Weltanschauung des Laien, nur auf so nebenhin gewonnene Erfahrungen gestützt, erscheint doch zum grossen Teil und gerade in gewissen für die Lebensführung hochwichtigen Stücken zu unsicher gegründet, zu leicht gebaut, um nicht durch die Kritik des Fachgelehrten ins Wanken zu geraten: Und so kann die öffentliche Meinung durch Einseitigkeit der letzteren in grosse Verwirrung geraten.

So kommt alles darauf an, die gelehrte Welt vor der Einseitigkeit blosser Fachbildung zu bewahren. Die Gesamtwissenschaft Philosophie, von der sich die Einzelfächer abzweigten, muss neben und über ihnen fortleben und Gemeingut der Gelehrten sein. Denn nur wer sich die erkenntnistheoretischen und logischen Grundlagen seines Faches und aller Wissenschaft klar machte, vermag den Wert und die Tragweite seiner Forschungen richtig zu beurteilen; und nur, wer die Bedeutung der einzelnen Spezialwissenschaften innerhalb des Systems aller Erkenntnisse versteht, bleibt vor einseitiger Überschätzung eines einzelnen Faches und vor flüchtigen Verallgemeinerungen bewahrt. Man kann die Ausbildung eines umfassenden Systems wissenschaftlicher Welt- und Lebensanschauung, die Entwicklung einer

Zeitphilosophie, nicht dem dilettantenhaften Gedankenspiel einer gebildeten Welt überlassen; ihr Urteil wird stets einseitig durch diejenige Fachwissenschaft bestimmt, die grade in Mode ist, die grade mit besonders überraschenden Entdeckungen und nützlichen Erfindungen die Welt entzückt hat. Die richtige Vereinigung aller sicheren Ergebnisse aus den Fachwissenschaften bildet selbst ein äusserst schwieriges wissenschaftliches Problem, das weder der Laie, noch so nebenher der Spezialforscher erledigen kann.

Philosophie — was leistet sie denn? Was will sie? Was kann sie bieten? Was bleibt ihr zu thun, nachdem die Spezialwissenschaften alle Welt unter sich verteilt haben, sie zu erforschen?

Thatsachen zu erkunden, Wirklichkeit zu erkennen ist Aufgabe jeder geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Betrachtung der Dinge. Ja, was heisst das, „Thatsachen"? Was meinen wir damit, wenn wir eine Sache „wirklich" nennen? Und wie kommen wir dazu? Welche Erfahrungen berechtigen uns, gewissen Wahrnehmungen ein Äusseres, von uns und unserer Wahrnehmung unabhängig Existierendes unterzulegen? Wir reden da von „Stoffen", daraus die Dinge bestehen sollen, von „Kräften", die da wirken — was ist denn das, ein Stoff, eine Kraft? Sind das leere Worte, oder welche Erfahrungsinhalte werden damit bezeichnet?

Wir wollen Wirklichkeit erkennen. Ja, was heisst das, „erkennen"? Wie kommt „Erkenntnis" zustande? Welches sind die formalen und materialen Bedingungen ihrer Entstehung? Und bis zu welchem Grade ist sie erreichbar? Ist sie nur ein mehr oder minder zutreffendes Abbild der Wirklichkeit, oder schliesst sie diese selbst ein? Ist sie also jederzeit nur relativ, oder giebt es ein absolutes Wissen?

Ohne Zweifel liegen hier Probleme, die der Bearbeitung harren. Und weiter!

Gesetzt, das „Wirklich-sein" sei irgend wie definiert; das, was da „ist" in den Dingen, was da „wirkt" in allem Geschehen, sei empirisch ergründet. Alle einzelnen Erfahrungsthatsachen werden dann als Folgen, als Wirkungen des Allwirklichen, Allwirkenden notwendig sich darstellen müssen. Dies nachzuweisen

ist daher die letzte und höchste Aufgabe der Philosophie. Hat der Philosoph sich einen bestimmten Begriff des Wirklich-seins gebildet, so wird er uns zeigen müssen, wie in der That alles Dasein und Geschehen, das die Forschung erkundet hat, als Konsequenz und notwendiger Bestandteil in jenem höchsten Sein enthalten ist und als Hervorbringung desselben verstanden werden kann. Es ist dies einfach die Probe auf das Exempel, die er uns schuldig ist; denn so nur kann die Richtigkeit des aufgestellten Prinzips nachträglich geprüft werden.

Die philosophische Systembildung, diese logische Entwicklung aller Wahrheit und Wirklichkeit aus einem obersten Prinzip, ist hiernach ein wesentlicher und unerlässlicher Teil der philosophischen Arbeitsleistung. Ein vielverbreitetes Missverständnis muss hier abgewehrt werden. Die Sache liegt nicht so, als wollte die Philosophie nun die Einzelforschung überflüssig machen und durch Spekulation ersetzen. Ein Philosoph, der so urteilte, wäre dem Astronomen gleich, der die Gesetze der Physik, der Mechanik, der Chemie sich zu eigen machte und nun spricht: „Die Sterne brauche ich jetzt nicht mehr zu beobachten, denn was auch dort oben am Himmel sich ereignen mag, es ist ja doch nur eine Folge jener Gesetze.“ Gewiss ist es das, und es wird stets die höchste Aufgabe der Naturwissenschaft bleiben, dies im einzelnen nachzuweisen, d. h. die beobachteten Thatsachen zu „erklären“. Aber solche Thatsachen nicht mehr empirisch feststellen wäre Thorheit; denn auch die geistvollsten Deduktionen aus allgemeinen Sätzen lehren uns doch immer nur, was da alles möglicher Weise sein kann, nicht aber, was nun wirklich ist.

Nicht überflüssig machen, aber ergänzen will die philosophische Spekulation die Spezialforschung, indem sie die Ergebnisse derselben von einem höchsten Prinzip aus zu verstehen sucht, und so alle Einzelerkenntnisse zu einem einheitlichen System des Wissens verbindet.

Und das geschieht nicht in willkürlicher Weise; Philosophieren heisst nicht Phantasieren: Die Spekulation ruht ebenso, wie irgend welch andere Wissenschaft, auf der sicheren Grundlage der Erfahrung. Nur ist hier nicht, wie in den Spezialwissenschaften, irgend ein begrenztes Gebiet der Erfahrungswelt Gegen-

stand der Forschung, sondern die allgemeinste Thatsache der Erfahrung und des darin Enthalten-seins, des Erfahrens und des empirisch Gegeben-seins. Es gilt, das Erfahren selbst nach Form und Inhalt empirisch zu beschreiben. Dies aber ist eine wissenschaftliche Thätigkeit, die niemals als abgeschlossen betrachtet werden kann, sondern wie alle Wissenschaft, mit der Zeit fortschreitet und zu immer grösserer Annäherung an die Wahrheit führt. Ist doch auch der Vorrat an positiven Thatsachen, der, von der Forschung zu Tage gefördert, philosophischer Bearbeitung harrt, zu verschiedenen Zeiten verschieden; er wächst von Tag zu Tag. Daher wird auch die philosophische Wissenschaft eine Geschichte haben; immer neue Systeme lösen die früheren ab, reicher als sie sowohl in der klaren Fassung der Prinzipien des Seins und Erkennens, wie in der Ausbreitung des Thatsachenmaterials, das durch deduktive Entwicklung mit jenen Prinzipien zu verknüpfen ist. Jedes System bringt die Weltanschauung eines bestimmten Zeitalters in wissenschaftlicher Form zur Darstellung; — umgekehrt: jede neue Zeit wird auch eine neue Philosophie hervorbringen, die alle bisherigen in sich aufhebt und so als organische Fortbildung derselben aufzufassen ist. —

In der Systembildung, in dem wissenschaftlichen Versuch, eine einheitliche und umfassende Weltanschauung zu gewinnen, liegt nun erst die praktische Bedeutung der Philosophie, ihr Wert für das Leben.

Man ist im Irrtum, wenn man glaubt, das Philosophieren sei nur das unschuldige Privatvergnügen einiger Denker, ohne Nutzen oder Schaden für die Gesamtheit. Die Ansichten über Welt und Leben, die das philosophische Denken auf Grund des jedesmaligen Standes der wissenschaftlichen Erkenntnis zu Tage fördert, pflegen langsam und allmählich herabzusickern durch die Kreise erst der Gebildeten bis hin zu den untersten Volksschichten; hier beherrschen sie oft die Gemüter noch, wenn inzwischen die Wissenschaft schon längst über sie hinweg zu neuen Anschauungen fortgeschritten ist. Ein Beispiel dafür bietet die ungeheure Verbreitung, welche der Materialismus heutzutage gefunden hat; sein ungeheurer Einfluss auf die Denk- und Handlungsweise der grossen Masse. (Freilich kam ihm dabei die Flachheit und

Trivialität seiner Dogmen zu gute; sie waren der groben Vorstellungsweise eines ungebildeten Verstandes grade angemessen.) Wie wir uns aber schon früher klar gemacht haben, wird der Mensch in seiner Lebensführung durch all' die Vorstellungen bestimmt, die er sich über Welt und Leben gebildet hat. Nun fliessen ihm solche Ansichten zwar in erster Linie aus den Erfahrungen, die sich ein jeder im Laufe seines Lebens so nebenher absichtslos und in loser Folge selbst erwirbt. Aber nicht immer scheint die alltägliche Lebenserfahrung auszureichen, um dem Handeln eine sichere Grundlage zu bieten; oft scheint sie zu grob und oberflächlich, um eine tiefe und edle Gesinnung zu erzeugen und diese auch fest und dauernd zu erhalten. Die einheitliche Verknüpfung und Verschmelzung der zahlreichen Einzelerfahrungen zu einer Kopf und Herz gleichmässig befriedigenden Weltanschauung ist nicht leicht; die Widersprüche und Ungereimtheiten des Lebens sind oft gross und schier unerträglich. Hier suchen die Religionen mit ihren Glaubenslehren dem Nachdenken zu Hilfe zu kommen. In geheimnisvoller Zeichensprache malen sie uns das farbenprächtige Gemälde einer in sich abgeschlossenen Weltanschauung hin, darin das gläubige Gemüt Trost und Ruhe und sicheren Halt finden soll. Was sie im Bilde bieten, das gerade möchte ja die Philosophie in wissenschaftlicher Form geben; das eben sucht sie in scharfe, klare Begriffe zu fassen. Es soll nun wieder nicht gesagt sein, dass Philosophie besser sei als Religion, oder dass sie je die Religion ersetzen könne; aber sie bildet eine wesentliche Ergänzung derselben: Sie ist das Suchen des Verstandes, die religiöse Wahrheit zu fassen.